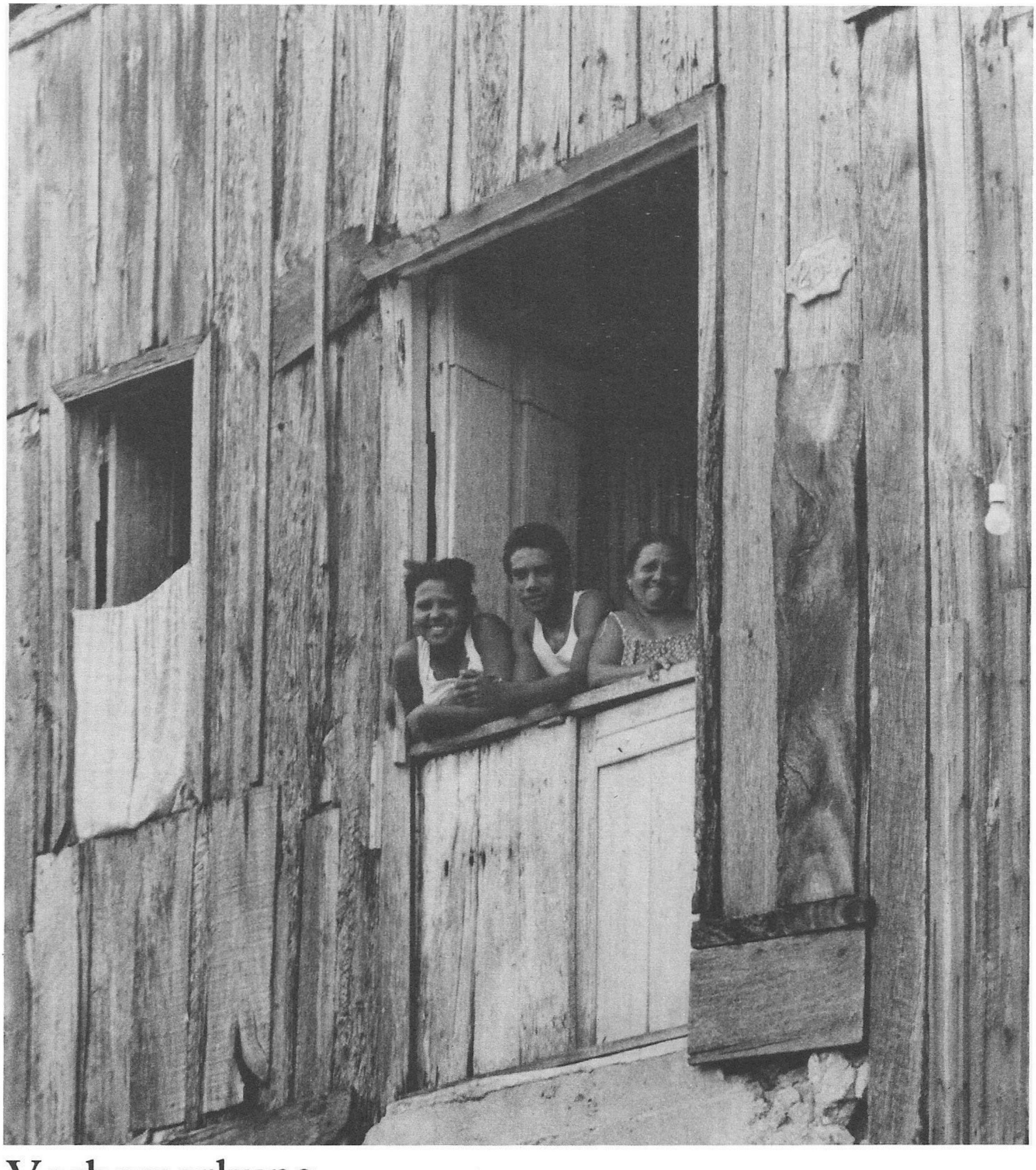
cuba libre

Informationen der Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba · Sonderheft · Mai 1983 · 3,– DM

Ein Bericht über Erlebnisse in Kuba

„Auf Brigade“



Vorbemerkung

Im Sommer 1982 haben zum achten Mal Menschen unseres Landes an der internationalen Arbeitsbrigade „José Martí" teilgenommen. Auf Einladung des Instituts für Völkerfreundschaft (ICAP) waren 49 Teilnehmer aus der Bundesrepublik im „Campamento international Julio Entonio Mella".
Zurückgekehrt sind wir mit neuen Erfahrungen und Eindrücken.
Wir wollen in dieser Broschüre versuchen, unser Erleben Kubas darzustellen. Es geht uns dabei weniger um die Vermittlung von Informationen und Fakten über Kuba. Dazu hat die Freundschaftsgesellschaft Broschüren herausgegeben; diese Aufgabe erfüllt die Zeitung „cuba libre". Wir wollen von persönlichen Begegnungen berichten, Gesehenes beschreiben, Stimmungen wiedergeben. Wir wollen zeigen, wie das ist, „auf Brigade" zu fahren.

Mitglieder der Brigade José Martí 1982

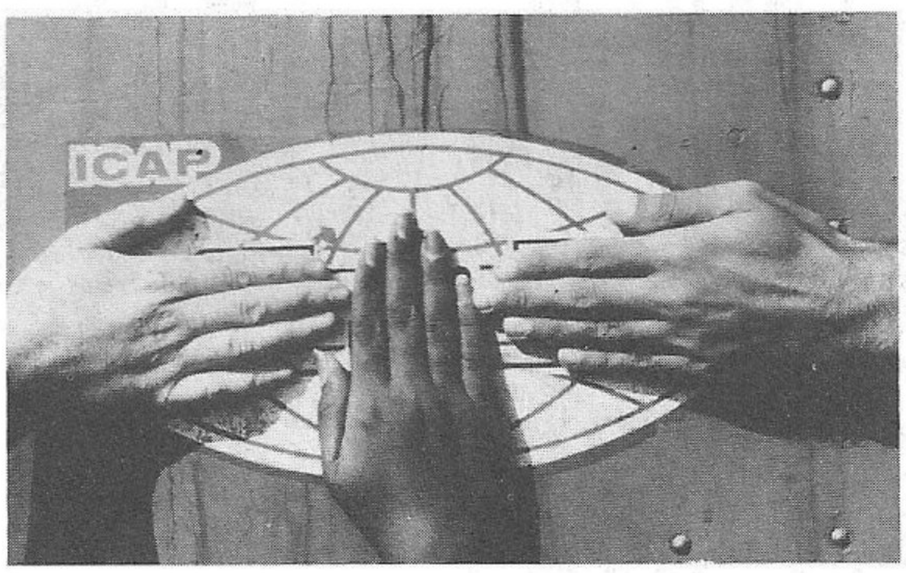
Herausgeber: Vorstand der Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba e. V., Sternenburgstraße 73, 5300 Bonn 1, Telefon (02 28) 21 06 48
Redaktion: Peter García, Michael Jung, Harald Meinke (verantwortlich), Raimund Teismann, Elisabeth Thölke-Sommer, Germute von Müller
Druck, Verlag und Anzeigenwerbung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss
Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Titelfoto: Angelika Hambach

Fotos: R. Aehnelt, A. Hambach, K. Lehmann, M. Meyborg, H. Richert, G. von Müller

Was ist das Campamento?



J. A. Mella ist der Gründer der Kommunistischen Partei Kubas.



Das Lager, auf das dieses Schild verweist, ist für ca. vier Wochen „Heimat" der Brigadisten.



So fängt meistens das Abenteuer „Auf Brigade" an. Ca. 50 Brigadisten aus der BRD landen nach stundenlangem Flug in Havanna, entfalten ein mitgebrachtes Transparent und werden von der Presse verewigt.



Im Campamento angekommen, gibt es große Begrüßung in der „Konferenzhalle". Hier finden in den nächsten 3 Wochen des Aufenthalts alle Vorträge usw. statt. Immerhin sind bei voller Belegung des Lagers ca. 500 Menschen aus Westeuropa und Kuba hier zusammen.



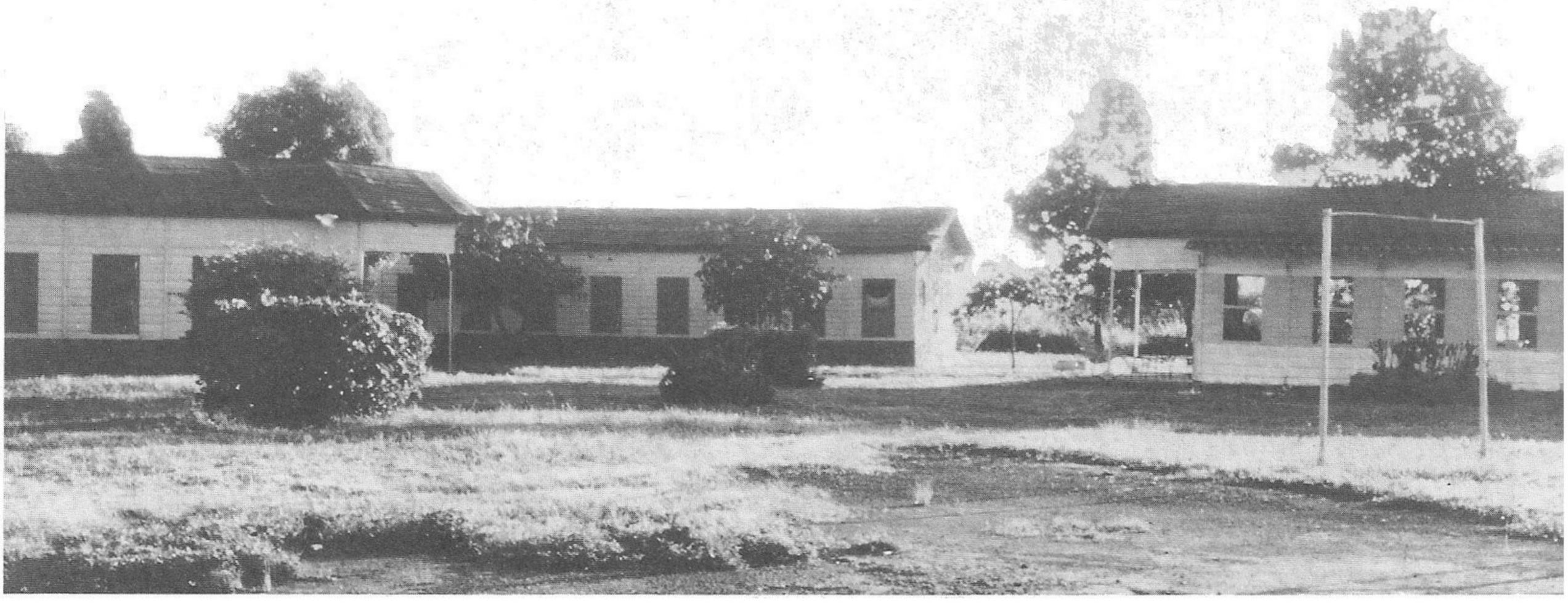
Die Brigadisten sind in Schlafbaracken mit 60–100 Leuten untergebracht. Nach kurzer Zeit herrscht zwischen den Stockbetten mit Moskitonetzen heilloses Chaos. Mit Humor jedoch gut zu ertragen.



Die „Piragua" (Freilichtbar) ist das „Herz" des Lagers. Hier gibt's zwischendurch was zur Erfrischung oder Eis; während den „actividades culturales" (zu deutsch: Kultur mit Tanz und Schwof) aber auch Bier und Rum.

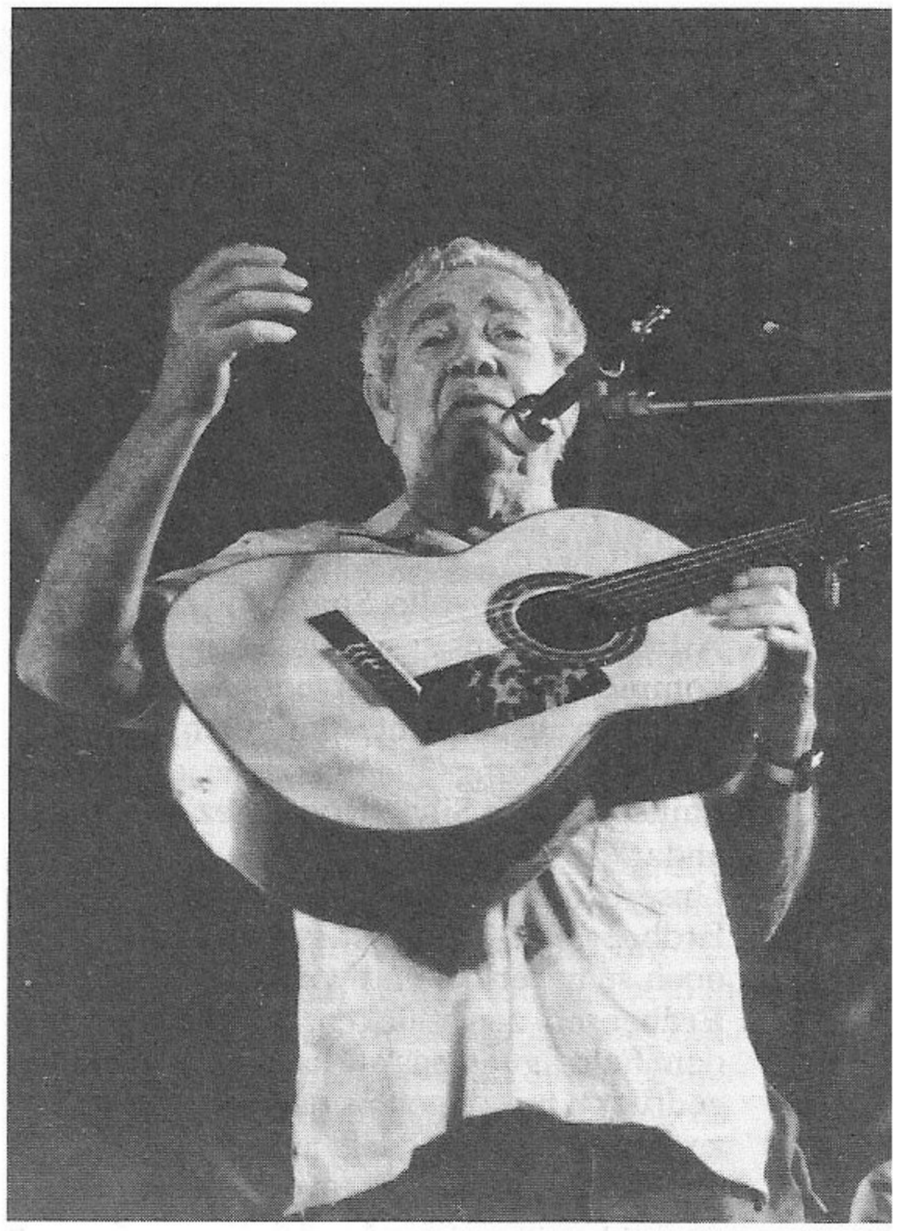


Im Morgengrauen sieht das Lager noch unbewohnt aus. Fleißige kubanische Hände haben die Abfälle, die die Brigadisten gerne „vergessen", in aller Frühe schon weggeräumt.

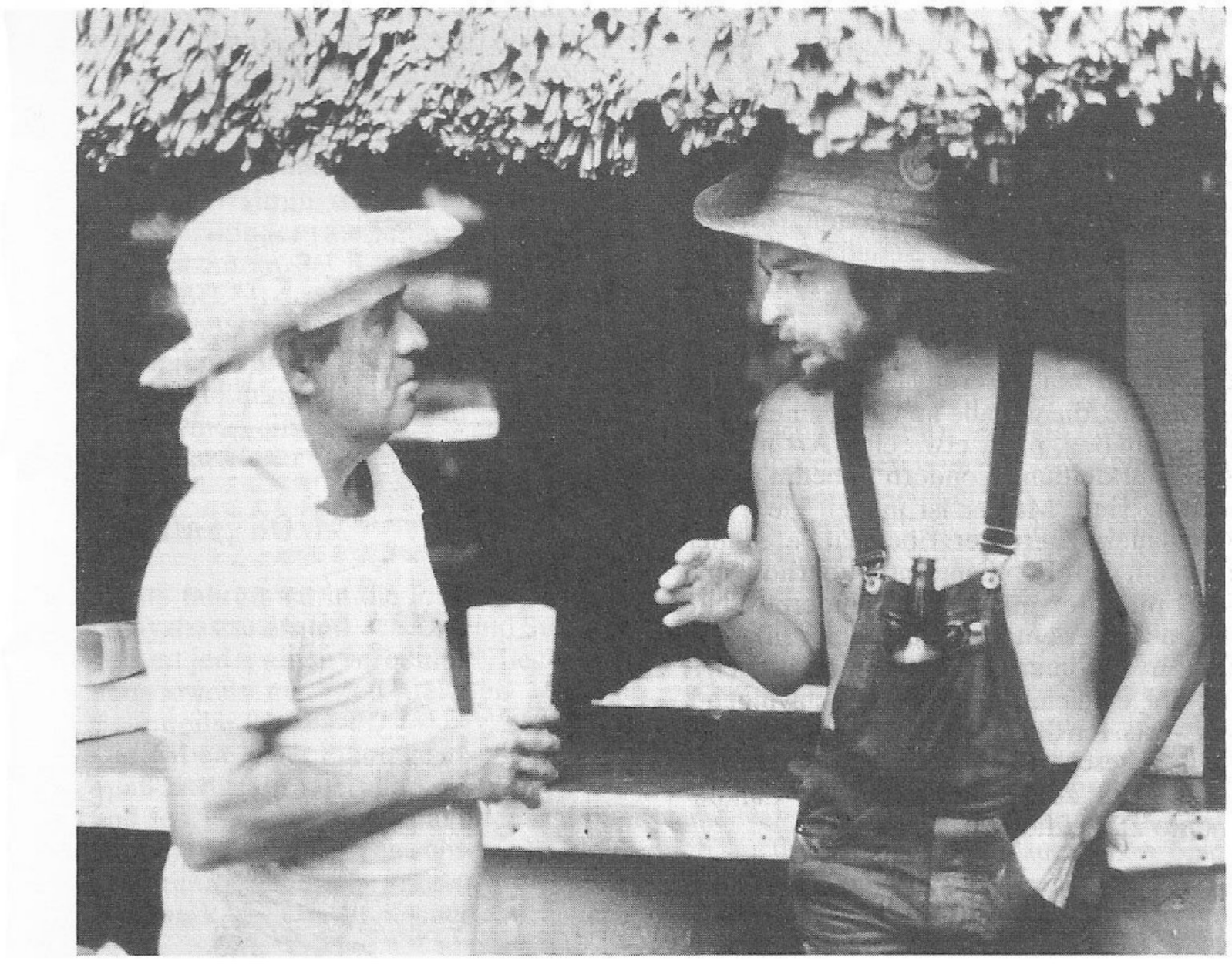




Ein schneller Blick durch den Durchreicheschlitz im Speisesaal zeigt vier der unermüdlichen Helfer, die im Lager mit allerlei Komfort für die Brigadisten aufwarten.



Carlos Puebla und seine Traditionales sind Stammgäste im Camp. Diskussionen – wo man steht und geht, arbeitet oder eigentlich schlafen wollte. Das Kampamento bietet mit seiner internationalen Besetzung beste Möglichkeiten, sich über die politische Lage in den westeuropäischen Ländern zu informieren.



Abschied – das Reichen der Hände als Symbol der Solidarität.



Die Arbeit der Brigadisten in Kuba



Freitag, 27. 8.

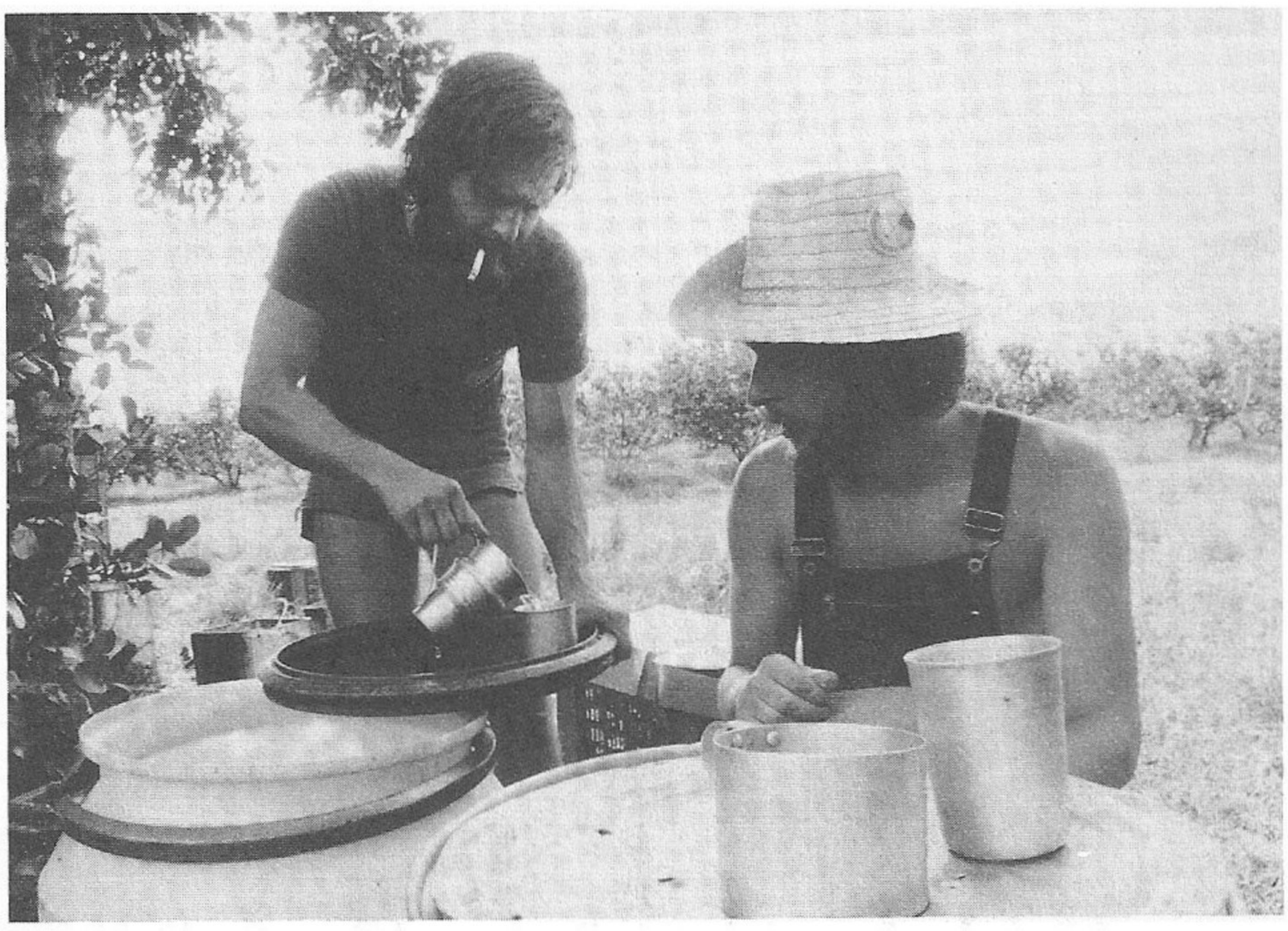
Heute ist unser erster Arbeitstag. Ich stehe unter der Dusche, warte, daß Wasser herauskommt und sehe verschlafen einem Frosch zu, der neben mir langsam die Wand hinaufkriecht. Aber das kalte Wasser und die erwartungsvolle Spannung auf unsere Arbeit bringen es dann fertig, daß ich, komplett mit Strohhut und Arbeitshandschuhen ausgerüstet, pünktlich um 7.00 Uhr in Richtung Guagua[1] ziehe, als aus den Lautsprechern Silvio Rodriguez'[2] „vamos a andar" ertönt.

Unsere erste Arbeit ist „la fresa" – das Erdbeerfeld. Zunächst stellen wir uns das noch sehr verlockend vor. Aber statt etwa Erdbeeren zu pflücken, kriegen wir auf dem Feld „guatacas" (Hacken) in die Hand gedrückt, mit denen es das Feld dermaßen zu bearbeiten gilt, daß am Ende die grün überwucherte Fläche ordentlich grün-rot gestreift aussieht. Kubanische Erde ist nämlich rot, nebenbei bemerkt! So verteilt sich dann unsere Gruppe und jeder hackt in seiner Furche drauflos. Zunächst macht es mir kolossal Spaß, aber nach den ersten 100 Metern wird die Hacke immer schwerer und ich bekomme das Gefühl, mir langsam das aufrechte Gehen abzugewöhnen. Ich verschnaufe einen Moment und schaue mich um. Das zurückgelegte Stück erscheint mir gegenüber dem was noch vor mir liegt, unverhältnismäßig klein.

Um 9.00 Uhr, ich habe beinahe die Hälfte meiner zweiten Furche zurückgelegt, schallt der Ruf: „Merienda!" über das Feld. Er bedeutet Pause, etwas zu essen und vor allem etwas zu trinken. Außer Atem versammeln wir uns beim Bus, wo jetzt Silva, unser „Aua-Fahrer",[3] aus einem großen Metallkübel eisgekühlten Limonadensaft ausschenkt und Törtchen verteilt, die mit einer süßen roten Paste gefüllt sind. (Guayaba-Marmelade, wie wir später noch lernen werden.)

Je später und heißer es wird, desto mehr spüren wir bei unserer Hackerei, daß die Strohhüte, die wir alle im Campamento erhalten haben, nicht etwa eine Art malerische Verkleidung, sondern unbedingt notwendig sind. Meiner ist mir zu klein und fällt dauernd herunter. Eben hat Peter mich noch ein paar Furchen weiter überholt, und jetzt pflügt er mir von der anderen Seite schon wieder entgegen. Der Schweiß fließt ihm in Strömen herunter, und unbeirrt schiebt er sich, die Guataca schwingend, vorwärts. Ich dagegen bin froh, zweieinhalb Reihen geschafft zu haben, als wir um halb 12.00 Uhr zum Mittagessen ins Campamento zurückfahren.





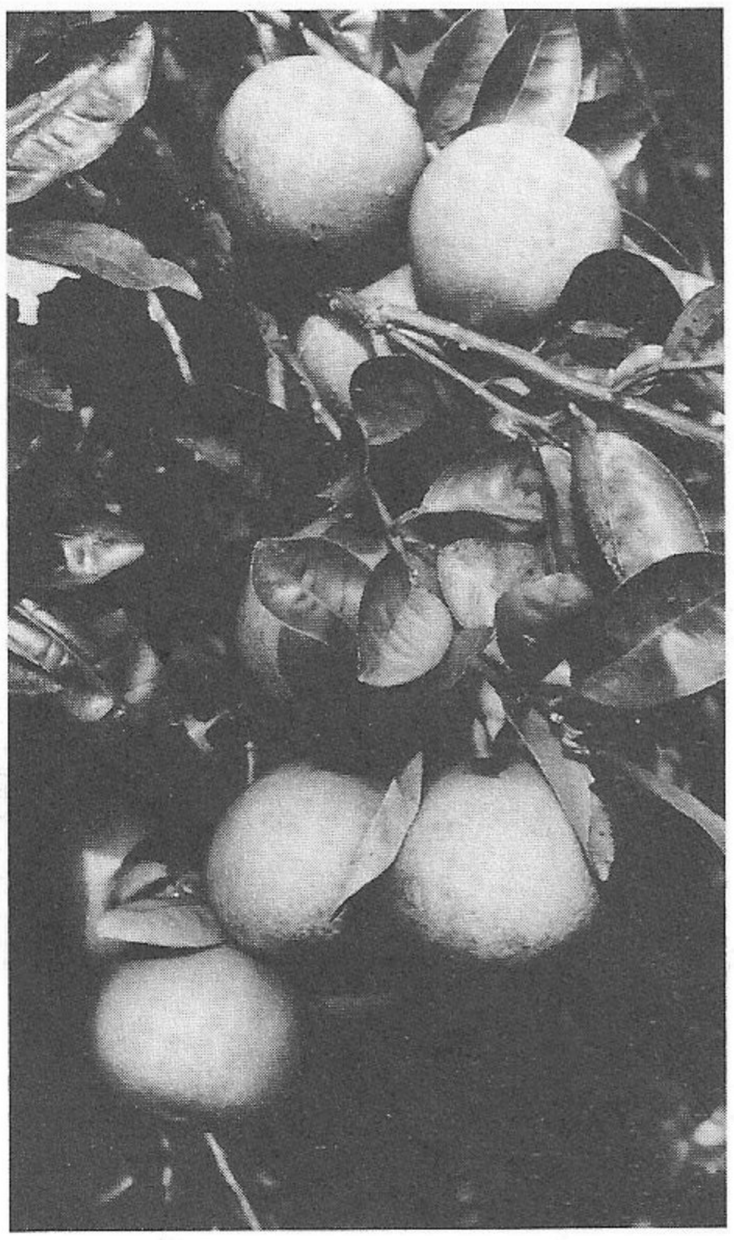
1 la guagua – kubanische Bezeichnung für Autobus
2 Einer der bekanntesten Vertreter des neuen kubanischen Liedes – „Nueva Trova"
3 Spitzname, abgeleitet von spanisch agua = Wasser, da er morgens und mittags immer die Kübel mit Eiswasser und Saft in seinen Bus schleppte, aus denen er uns dann zur Merienda unsere Trinkbecher füllte

Samstag, 28. 8.

Es geht wieder aufs Erdbeerfeld, aber heute wird nicht gehackt, sondern gejätet. Immer zu zweit nehmen wir uns eine Reihe vor, ich rupfe zusammen mit Ubaldo Unkraut. Diese Arbeit ist sehr viel zeitraubender als das Hacken gestern, und die Reihen scheinen fünfmal so lang zu sein. Dafür kann man sich aber besser miteinander unterhalten! Ubaldo singt mir kubanische Lieder vor, weswegen ihm Julia, die ein paar Reihen weiter in der Erde wühlt, ihren Handschuh an den Kopf schmeißt. Sie möchte nämlich Udo zuhören, der deutsche Volkslieder und „Was sollen wir trinken" für sie singt.
Samstags arbeiten wir nur morgens, am Nachmittag ist dann „Produktionsbesprechung". Die Brigaden treffen sich an den langen Steintischen unter den Mangobäumen, wo dann alle die Arbeit betreffenden Fragen besprochen werden und wieweit wir unser „Plansoll" erfüllt haben. Wir fragen den Kubaner, der auf dem Feld unser Vorarbeiter ist, gründlich über die Erdbeeren aus und erfahren, daß unsere Arbeit sonst von Schulkindern ausgeführt wird, und daß die Holzhütte, bei der wir Merienda machen, auch für den Unterricht da ist. Wir erfahren, wie stolz die Kubaner darauf sind, überhaupt einige Erdbeeren anzubauen, und wie mühsam das ist, haben wir ja jetzt selbst schon ein kleines bißchen zu spüren bekommen!

Montag, 30. 8.

Heute fahren wir in die Plantage, um dort Guayabas zu ernten. An Ort und Stelle bekommt jeder einen verbeulten Blecheimer, und jeweils zu zweit nehmen wir eine Baumreihe in Angriff.
Die Arbeit in der Plantage macht mir mehr Spaß als das Erdbeerfeld. Das Gras ist hoch und feucht, die Bäume sind über und über mit Schlingpflanzen gewachsen, die kleine gelborange Blüten tragen. Gestrüpp, Blattwerk und Gräser machen es schwierig,



unter die Bäume zu kriechen, um dort die heruntergefallenen Früchte aufzulesen. In diesen grünen Höhlen unter den Bäumen ist der schwere, süße, auch ein bißchen faulige Geruch der Guaven fast betäubend, und mit der zunehmenden Hitze des Vormittags verstärkt er sich noch durch die dampfende Feuchtigkeit, die aus der Wiese aufsteigt.
Wenn die Blecheimer voll sind, schütten wir sie in große Körbe, die dann von einem Traktor mit Anhänger, der ab und zu vorbeifährt, eingesammelt werden. Bei der Merienda geht die Diskussion vor allem darum, welche Früchte wir sammeln sollen und welche nicht – die Meinungen darüber, ob auch solche Guaven, aus denen beim Anfassen ganze Ströme kleiner schwarzer Käfer flüchten, gehen auch bei den Kubanern auseinander. Wir halten das dann so, daß wir ganz verkäferte Früchte liegenlassen, solche, die nur weich sind und etwa beim Draufdrücken kleine rosa Spuckbläschen von sich geben, jedoch einsammeln – zur Herstellung von Saft sind sie auf jeden Fall zu gebrauchen.

Donnerstag, 2. 9.

Wieder ein Tag Guayaba-Plantage, allerdings eine andere. Diese ist überhaupt nicht wild und eingewachsen, hier scheinen sie mit einem Unkrautvernichtungsmittel durchgegangen zu sein, denn alle Pflanzen sind kurz und ordentlich. Es ist einfacher zu pflücken, aber auch langweiliger. Na ja, schließlich sind wir auch nicht hier, um Schmetterlinge und Libellen zu beobachten!
Ulises, einer unserer kubanischen Freunde, und ich teilen uns eine Baumreihe. Heute ist es viel schwüler als sonst, und um die Wahrheit zu sagen, keiner von uns beiden legt sonderlichen Arbeitseifer an den Tag. Wir schleifen unsere Blecheimer hinter uns her und überlegen bei jeder Guayaba, ob sie es wert ist, sich für sie zu bücken. In der Ferne hören wir etwas wie Donner. Ulises sagt, daß es Maschinengewehrfeuer ist, das von einem Truppenübungsplatz herkommt. Einmal durchbricht über uns ein Düsenjäger die Schallmauer, es ist eine von den „berühmt-berüchtigten" MIG=32. Ulises lacht als er mein Gesicht sieht: „Keine Sorge, wir werden gut bewacht!" meint er.



Die bewölkte Hitze wird immer drückender. Wir basteln aus angefaulten Guaguas Köpfe, indem wir ihnen mit einem Messer Augen, Nasenlöcher und einen Schlitz als Mund schneiden. Wenn man die Guave drückt, kann „Johny", so nennen wir den besten Kopf, schmatzen und spucken. Er bekommt noch ein Holzstückchen als Zigarre in den rosafleischigen Mund gesteckt und ist das perfekte Abbild eines Kaugummi kauenden Yankee.
Plötzlich sagt Ulises, daß auch er, wie jeder Kubaner, zu Haus sein Gewehr habe und daß er, genau wie jeder andere, sein Kuba bis zum letzten Blutstropfen verteidigen würde. „Ihr im Campamento würdet uns helfen, zur Not, oder?" fragt er, und plötzlich spüre ich körpernah, daß die USA nur 90 Meilen nördlich von hier liegen, daß die Situation ernst und all das, was wir in dieser kurzen Zeit bereits lieben gelernt haben, tatsächlich einer ständigen Bedrohung ausgesetzt ist; und ich weiß, daß es mein voller Ernst ist, als ich Ulises antworte: „Klar doch, wenn wir können!"



Freitag, 3. 9.

Und wieder ziehen wir in die Guayabas; langsam kriegen alle immer mehr Lust, endlich einmal auf dem Bau zu arbeiten, wo es doch außerdem fast gar nichts mehr zu ernten gibt. Am Nachmittags gibt's dann schießlich auch neue Arbeit: Wir fahren in eine Kaffeeplantage.
Mit neuem Arbeitseifer machen wir uns daran, die Blecheimer mit Bohnen zu füllen. Auf gar keinen Fall darf auch nur eine einzige unreife Bohne in den Eimer gelangen, wird uns eingeschärft, und der blecherne Boden bedeckt sich nur langsam mit gelben und roten Kaffeebeeren. Den Hut kann man in diesem Gebüschtunnel nicht aufbehalten. und es ist feucht und eng und heiß. Dabei ist es seit einiger Zeit immer dunkler am Himmel geworden, und durch die Löcher im Gezweig über uns sehen wir, daß bedrohliche Wolken aufgezogen sind. Gerade fallen die ersten Tropfen, da ertönt der Ruf: „Merienda!" Die Guaguas stehen unter hohen Avocado-Bäumen, und als wir unseren Saft und die Brötchen bekommen, klatschen immer schwerere Tropfen auf die Blätter. Wir beeilen uns mit der Merienda, und bevor das Unwetter voll losbricht, sitzen wir gerade noch rechtzeitig im Bus, um ins Campamento zurückzufahren.

Montag, 6. 9.

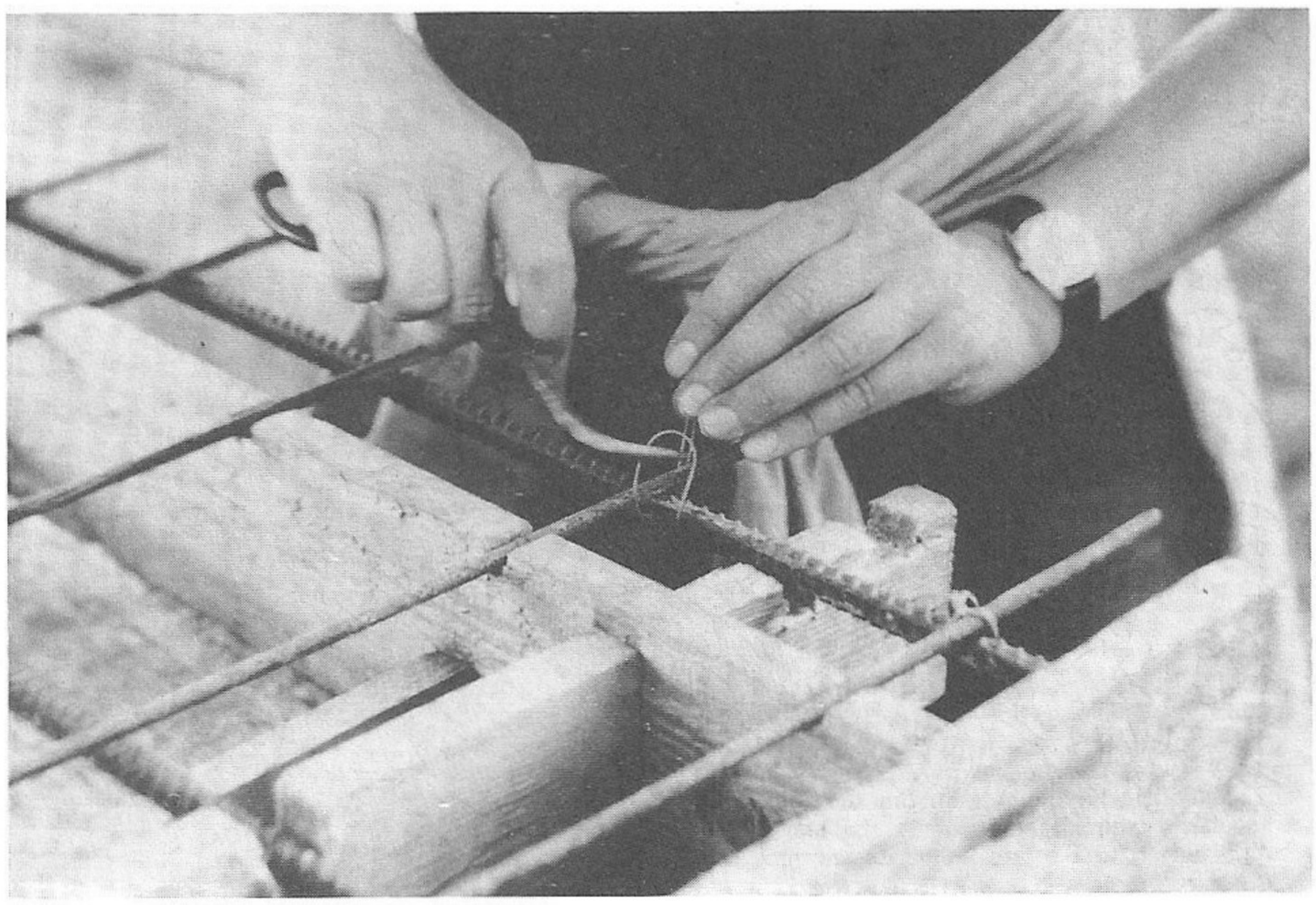
Es ist ein herrliches Gefühl, endlich auch einmal auf den Baulaster zu klettern und nicht in eine Guagua, die zum Erdbeerfeld oder in die Guayabas fährt, und das kann ich mir keinesfalls entgehen lassen, auch wenn es mich in dieser Nacht „erwischt" hat. Aber ich habe vom Campamento-Doktor schon die weiße Medizin bekommen und fühle mich trotz Darmgrippe fit für den Bau.
Die Baustelle liegt ganz in der Nähe, und sehr viel fehlt nicht mehr, bis alles fertig ist. Hier entsteht eine Schule für Studenten aus dem Ausland, vor allem aus Afrika und Lateinamerika, die Bauingenieure werden wollen. Es ist doch sehr passend: Internationalisten bauen für den Internationalismus! Denn diese Schule ist seit Baubeginn 1979 ausschließlich von internationalen Brigaden gebaut worden.
Wir sollen in einem der Gebäude die Fußböden betonieren. Dafür muß Zement gemischt werden, und bei der Zementgruppe bin auch ich dabei. Meine Aufgabe ist es, Kiesel in eine Schubkarre zu schippen, und wir merken bald, daß das schwerer ist als Sandschaufeln. Wir sind ein ziemlich gutes Team und arbeiten unter vollem Einsatz sämtlicher Kräfte an dem Ungetüm, das sich Zementmischmaschine nennt.
Aber bei der Merienda wird mir wieder schlecht, obwohl ich die Guayaba-Törtchen nicht anrühre, und für den Rest des Vormittags reduziert sich meine Aktivität darauf, mit Diana Gewinde auf Rohre zu drehen, besser gesagt, ihr das Werkzeug dazu zu reichen.



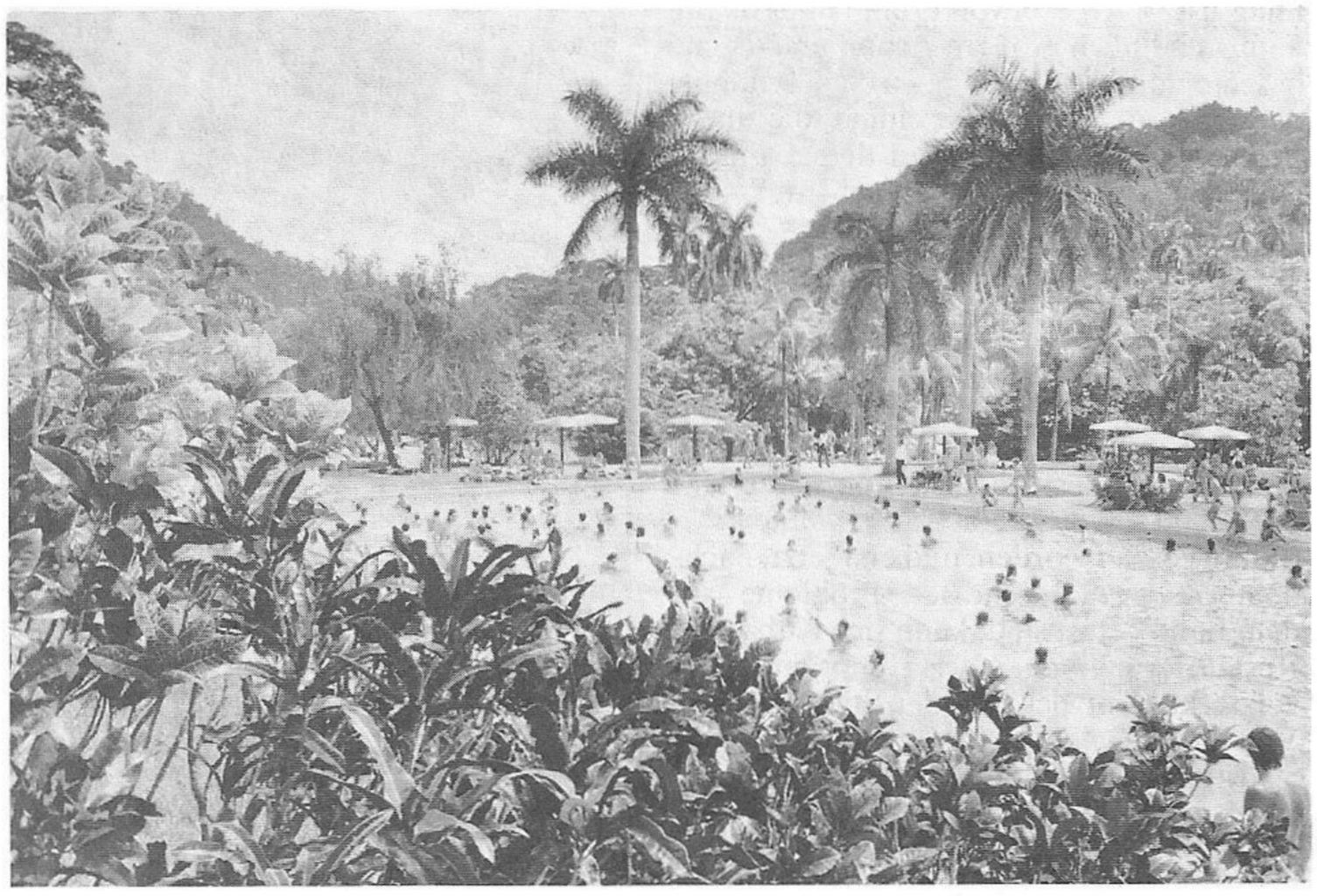
Freitag, 10. 9.

In einer Zitrusplantage sollen wir heute unter den Bäumen Gras und Unkraut bis zum Umfang der Baumkrone weghacken. Wir, Diana, Ulises und ich, nehmen uns zu dritt eine Reihe vor, und bald bewegen wir uns in einem ganz guten Arbeitsrhythmus. In der Zeit, in der Diana und ich mit einem Baum fertig werden, schafft Ulises einen zweiten.
So kommen wir recht schnell voran und haben bald das Ende der ersten Reihe erreicht. Hier grenzt die Plantage an ein kleines Bauernhaus, das halb hinter den Bäumen verborgen ist, und ein alter Mann ist gerade damit beschäftigt, zwei Ochsen vor einen Pflug zu schirren. Er nickt uns freundlich zu, deutet gen Himmel und meint: „Heiß!"
Wir kommen ins Gespräch, streicheln die beiden Ochsen und erfahren, daß der eine „Mariposo" heißt, „Schmetterlingsmännchen". Der Mann ist Koch in einer nahegelegenen Schule und bebaut nebenher noch etwas Land, für den eigenen Bedarf und aus Spaß. Nun zieht er los mit seinen Ochsen, und die Furche, die sein Pflug hinterläßt, entsteht mühsam. Auch den Tieren macht die Hitze zu schaffen, und noch lange hören wir den Bauern aufmunternd „Maripoooso" rufen, „Anda, Mariposo!!!"





Erlebnisse und Begegnungen mit Kubanern

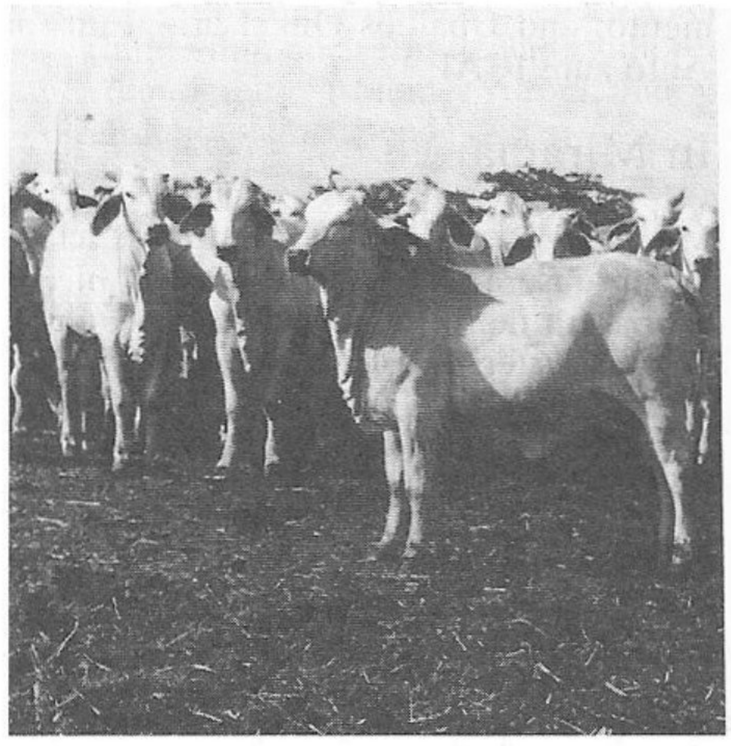


Im Freizeitpark Soroa

Der große Raum ist angenehm kühl und luftig, an den Seiten ist er offen, und das Parlmstrohdach liegt auf hölzernen Pfeilern. Für uns sind lange Tische gedeckt worden, auf jedem stehen mehrere Platten voller frischem Obst und große Wasserkaraffen, die den ersten Durst löschen und die Zeit, bis das Mittagessen kommt, überbrücken sollen. Und was dann für ein Mahl serviert wird! Zuerst eine Suppe, dann Teller, auf die riesige Portionen von Fleisch gehäuft sind, wozu wir uns von den Reis-, Salat- und Gemüseplatten nach Belieben nehmen können. Dazu gibt es frischen Limonensaft und kühles Bier, als Nachtisch Kaffee, Kuchen und Obstsalat.
Ohne Musik geht nichts in Kuba, und so haben wir auch beim Mittagessen Musikbegleitung. Die Band ist vom Swimmingpool in den Speisesaal umgezogen und spielt für uns sämtliche kubanischen „Hits": die „Guantanamera" natürlich, den „Baile del buey cansado", „Dile a Katalina" und – nicht zu vergessen „Cuba, que linda es Cuba", so geht das ununterbrochen. Die Kubaner haben schon beim Essen angefangen, den Rhythmus mit Messern und Löffeln an die Bierflaschen zu schlagen, und jetzt, als sie fertig sind, sind sie mit allen Geräuschen, die man aus einem leergegessenen Tisch herausholen kann, an der Musik beteiligt. Bald hält es sie auch nicht mehr auf ihren Sitzen, und rhythmisch bewegen sie sich dorthin, wo Platz zum Tanzen ist. Mich schleifen sie mit, allerdings sieht das bei mir wohl weniger rhythmisch und elegant aus. Spaß macht es trotzdem, und immer mehr Brigadisten lassen ihren Nachtisch stehen und machen mit. Der Eßsaal wird bald zu klein, und das Fest verlegt sich nach draußen auf den sonnigen Platz vor dem Haus. So geht dann also unser „son"[1] tägliches Mittagessen – in Soroa zu Ende.

In der Viehzuchtkooperative „Valle del Perú"

Es ist ein Sonntagmorgen, und wir sind in die Landkooperative „Valle del Perú" gefahren. Von einer Gruppe von Schulkindern sind wir feierlich empfangen worden, ein kleines Mädchen hat die Begrüßungsrede gehalten, und jetzt wollen wir die Kooperative besichtigen. Die Menschen leben in vierstöckigen, blaugestrichenen Wohnblocks, vor denen blühende Gärten liegen. In einen solchen Wohnblock strömen wir nun alle hinein und drängen in eine kleine Wohnung, in der eine ältere Frau uns in bewundernswerter Gelassenheit ihre Küche und alle Zimmer begucken läßt. Dann zieht die Invasion wieder ab, um sich die Schule, das Krankenhaus, die Landwirtschaft, und was es sonst noch gibt, anzusehen.



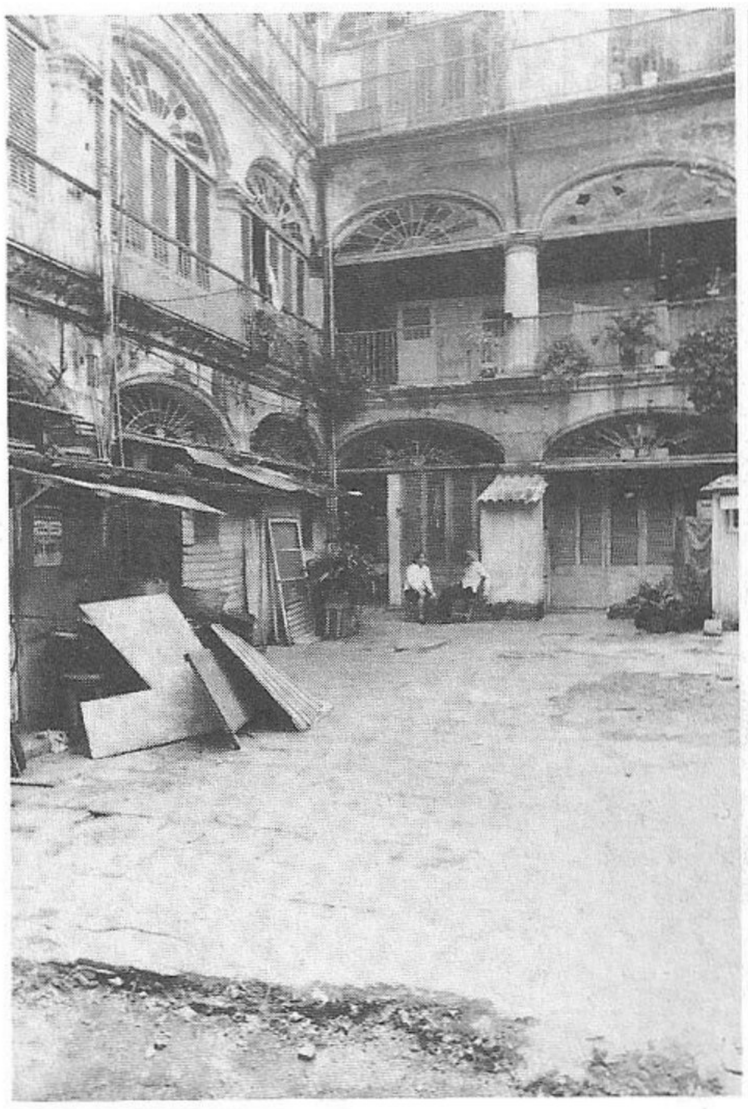
Christa und ich haben angefangen, uns mit der Frau zu unterhalten. Wir erzählen ihr, weshalb wir in Kuba sind, wo wir herkommen, und sie ist sehr interessiert. Da kommt ihr Mann von der Arbeit, hängt seinen verbeulten Strohhut über die Stuhllehne, und seine Frau stellt ihn uns vor. Ein kleines Mädchen und zwei Söhne kommen auch dazu. Wir erzählen von der Bundesrepublik, sie befragen uns über Arbeitslosigkeit, Krankenversorgung, Schulwesen und schütteln immer wieder mitleidig den Kopf, denn über die meisten Dinge, nach denen sie fragen, können wir beim besten Willen nicht allzuviel Positives erzählen. Er sei schon in Europa gewesen, erzählt der Bauer, im spanischen Bürgerkrieg. Und später, bei Fidel, habe er auch mitgemacht, klar!
Wir erfahren, wie die Familie früher gelebt hat, in einer kleinen Hütte, ohne Licht und Wasser, oben in den Bergen, wie die Kinder den weiten und gefährlichen Weg in die Schule hatten reiten müssen, weshalb sie schließlich ganz dabeim geblieben und auf dem Feld halfen, und wie hart die Arbeit dort oben gewesen ist. Heute ist die Arbeit noch immer schwer, aber man tut sie mit- und füreinander, kann sie sich einteilen und erhält einen angemessenen Lohn dafür. Die Schule liegt um die Ecke, und alle Kinder sind in der Ausbildung, oder haben schon einen Beruf, keiner muß Angst haben, wenn er einmal krank wird.
Wir sitzen in dem kleinen Wohnzimmer, das offen auf einen Balkon mündet, sehen über die Felder, die draußen in der Mittagshitze liegen, und reden und reden, bis wir unten plötzlich unsere Leute wieder auf die Busse zusteuern sehen. Wir verabschieden uns herzlich, und die Bäuerin fragt uns, ob wir nicht ein Erinnerungsfoto machen wollen. Ja, natürlich – die Kinder lachen sich augenzwinkernd an – sie hätten jetzt schließlich auch eine Erinnerung an uns, meinen sie, und holen stolz einen Riesenradiorekorder unterm Tisch hervor, mit dem sie unsere ganze Unterhaltung aufgenommen haben!

La Habana Vieja – die Altstadt von Havanna

Wir gehen in der Abenddämmerung in den Gäßchen von Alt-Havanna spazieren, langsam gehen überall die Lichter an, und plötzlich, wie immer, ist es dann Nacht. Die Straßen sind voller Menschen, vor allem fällt auf, wie viele Kinder draußen spielen. Drei von uns Brigadisten sind zusammen mit Ubaldo und Effraín, kubanischen Freunden aus dem Campamento, unterwegs. In einer Bar spendiert Ubaldo jedem von uns ein Eis, dann kommen wir zum Platz der Kathedrale. Durch kleine Laternen heimelig beleuchtet liegt er vor uns – genauso wie er wohl schon zu Kolonialzeiten hier gelegen hat. Der Platz ist bis zu den Pflastersteinen liebevoll restauriert, hier sieht man, daß Havanna Anstrengungen macht seine Altstadt zu erhalten und wiederherzustellen, denn zum Teil sind die Häuser erschreckend verkommen. Effraín erklärt uns das sehr einleuchtend: Um dem Strom von Zuwanderern entgegenzuwir-

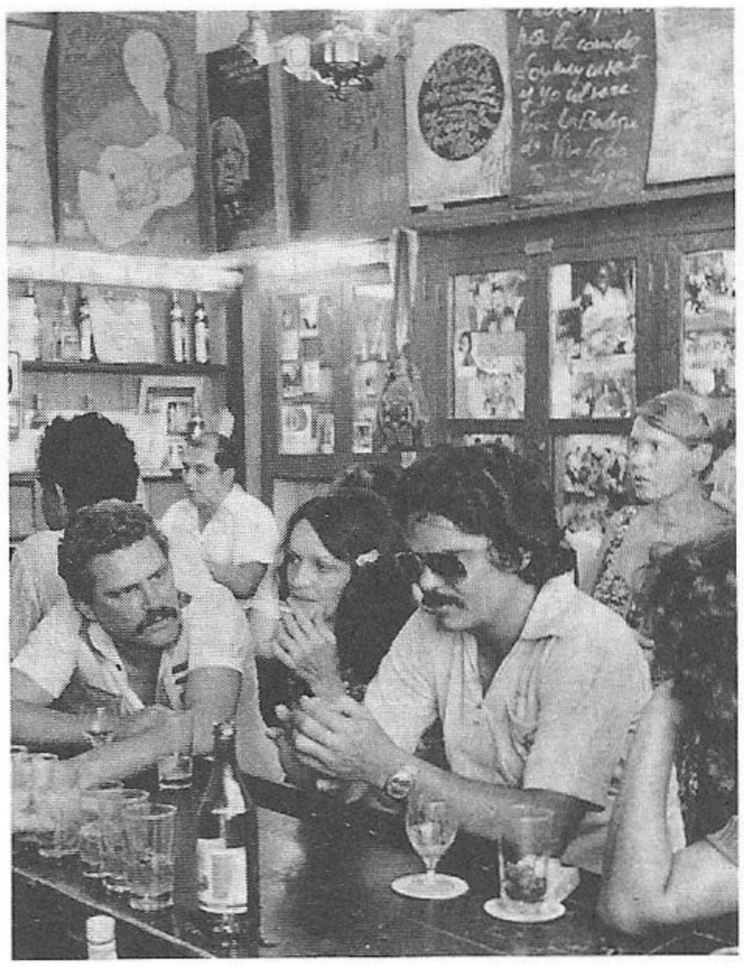
1 son – traditioneller, sehr beliebter kubanischer Rhythmus

ken, die vom unterentwickelten Land in die Hauptstadt kamen, wodurch – wie das überall in Lateinamerika an der Tagesordnung ist – Überbevölkerung und damit Slums und noch größere Armut entstehen, beschloß die Regierung nach dem Triumph der Revolution zunächst einmal die unerträglichen Bedingungen auf dem Land zu verbessern. Alle verfügbaren Mittel wurden in die Entwicklung einer Infrastruktur auf dem Lande gesteckt; überall wurden Schulen, Krankenhäuser und bessere Wohnungen gebaut, so daß schließlich die Hauptursachen beseitigt waren, die früher dazu führten, in der trügerischen Hoffnung auf ein besseres Leben in das bereits bis ân die Grenzen des Möglichen belastete Havanna zu ziehen. Auf diese Weise sind Prioritäten gesetzt worden, und erst jetzt, nachdem die grundlegendsten Probleme auf dem Land gelöst sind, kann sich Kuba eine Restaurierung von Alt-Havanna und eine verstärkte Entwicklung der Städte leisten. Von der „Catedral" sind es nur wenige Schritte bis zur „Bodegita del Medio", ei-





Die Altstadt von Havanna wird restauriert. Links: So sehen viele Hinterhöfe aus; rechts: So sehen sie restauriert aus.



ner der beiden ehemaligen Stammkneipen von Ernest Hemmingway. Wir quetschen uns in die kleine vollbesetzte Bar, in der sich schon eine ganze Menge anderer Brigadisten versammelt hat. In der keineswegs unangenehmen Enge schlürfen wir mehrere Mojitos[1] und kommen aus dem Schauen nicht mehr heraus. Wir ergänzen das wirre, rauchverfärbte Unterschriftenmuster an den Wänden durch unsere Namen, und ein kleines Kind, das neben mir auf dem Arm seiner Mutter sitzt, bohrt mir ein Mojito-Rührstäbchen in die Backe. Es quietscht vor Vergnügen, wenn ich darauf schiele oder mit dem rechten Ohr wackle. Anschließend gehen wir noch zu Ubaldo nach Hause, der in der Altstadt wohnt. Seine Familie sitzt um einen großen Tisch herum und spielt angeregt Domino. Ubaldos Mutter kocht uns Kaffee zur Begrüßung. Währenddessen zeigt mir ihr Sohn das große Bücherregal, das im Schlafzimmer steht, und er schenkt mir ein Buch nach dem anderen aus seinem Schatz. Ich wehre ab, das kann ich doch nicht annehmen, aber Ubaldo und seine ganze Familie bestehen darauf, daß ich die Geschenke mitnehme. Es ist sehr gemütlich, aber um 23.00 Uhr fahren unsere Busse zurück ins Campamento, und Ubaldos Onkel bringt uns im Auto zum ICAP.[2]

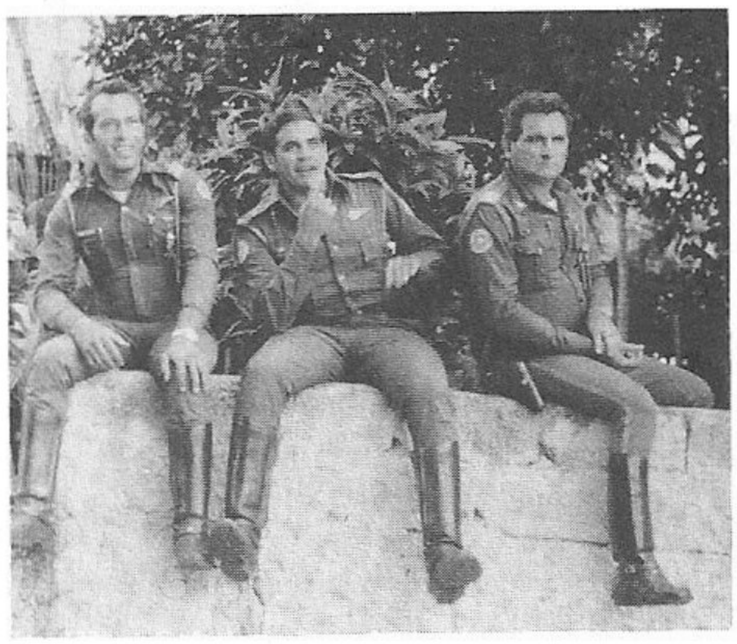
In Miramar

Mit Julia, Diana und Alfonso fahre ich an einem unserer freien Nachmittage in Havanna mit dem Bus nach Miramar, einem der schönsten Viertel von Havanna. Wie schon der Name sagt, liegt es am Meer, und an der Kaimauer gibt es sogar eine Art Felsenstrand, wo Leute im Badeanzug auf den Steinen sitzen und sich sonnen. Eine ältere Kubanerin, die neben uns auf der Mauer sitzt, bedeutet mir, daß ich mich umdrehen soll, und dann reibt sie mir den Rücken mit Sonnenöl ein. „Beinahe hättest du sonst einen Sonnenbrand bekommen", meint sie, und schon ist sie wieder in ihre „Granma"[1] vertieft.

Wir gehen weiter bis zu einer der großen Villen im Kolonialstil. Darin befindet sich ein Arbeiterklub, so eine Art Freizeitzentrum. Wir gehen hinein, durch eine hohe Marmorhalle, und kommen auf eine Terrasse, die halb überdacht ist und direkten Blick aufs Meer bietet. Im Schatten stehen kleine Tische und Gartenstühle, wir holen uns an der Bar etwas zu trinken, setzen uns hin und verschnaufen nach der Havannawanderung, die wir hinter uns haben, erst einmal richtig. Um uns herum sitzen Menschen: Großväter genau wie Kleinkinder und Jugendliche, die Kaffee trinken, Schach oder Domino spielen, oder einfach allein vor einem Bier sitzen und gemütlich Zeitung lesen.

Am Nebentisch sind ein paar Polizisten beim Biertrinken und Würfeln. Einige junge Leute stehen um sie herum, feuern lautstark an und geben dem Sieger noch ein Bier aus. Alfonso fragt mich, warum ich so erstaunt gucke, und ich sage, daß mir nur gerade unsere „Startbahn West", Hausbesetzungen u. ä. durch den Kopf geht. Zur Veranschaulichung male ich ihm das Bild eines bundesdeutschen Polizisten im Einsatz auf einen Zettel, und er schreibt daneben kopfschüttelnd die Eigenschaften, die seiner Meinung nach einen kubanischen Polizisten kennzeichnen: Respekt, Freundschaft, Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Verständnis, Fröhlichkeit.

Langsam füllt sich die Terrasse, es ist Feierabend. Viele kommen nach der Arbeit auf einen Schoppen oder ein Schwätzchen hierher. Man kann auch schwimmen oder ins Kino gehen, für Betriebsangehörige ist alles gratis. Einen kleinen Laden gibt es auch; dort kaufen Julia, Diana und ich noch ein paar Postkarten, dann machen wir uns auf den Rückweg zum ICAP, um dort zu Abend zu essen.



1 mojito = ein gar köstliches Mixgetränk aus Rum, Limonensaft und Selterswasser mit darin schwimmenden Minzeblättern (span. herba buena) und natürlich Eis

1 Große Tagezeitung, Organ der PCC (Partido Comunista de Cuba), benannt nach dem kleinen Schiff, mit dem Fidel Castro, Che Guevara, Camilo Cienfuegos und weitere 79 Kämpfer am 2.12. 1956 auf Kuba landeten.

2 Instituto Cubano por la Amistad con los Pueblos (Kubanisches Institut für Völkerfreundschaft)

Playa Giron – die Schweinebucht

Auf der Fahrt nach Sancti Spiritus ist unsere erste Station Playa Giron – die Schweinebucht. Hier herrscht eine ungeheure Hitze, und wir sind froh, in das kühle Museum geführt zu werden. Das „Museo de Giron" informiert umfassend über alles, was mit der Landung der US-Amerikaner und Exilkubaner im Jahre 1961 hier in den unwegsamen Sümpfen der Schweinebucht zusammenhängt. Auch die Waffen, mit denen gekämpft wurde, sind hier ausgestellt. Einmal springe ich erschrocken zur Seite, als ich mich umdrehe und in die Mündung eines Schnellfeuergewehres auf mich gerichtet sehe. Die meiste Zeit verbringe ich vor der Vitrine, in der die kleinen persönlichen Dinge liegen, die Kubaner, die ihr Land „bis zum letzten Blutstropfen" verteidigten, bei sich hatten, als sie fielen. Da liegt ein angeschmorter Studentenausweis; ein Kamm, der von Erde verschmiert ist; Mütze und Abzeichen von „Brigadistas", Lehrern in der Alphabetisierungskampagne; zerknitterte Fotos neben Nähutensilien; abgegriffenen Küchenmesserchen; ordentlich zusammengefalteten, bestickten Taschentüchern und solchen, die voller vertrocknetem Blut sind – all diese Kleinigkeiten machen aus den Namen der Gefallenen, die an der Wand stehen, Menschen, von denen jeder eine eigene Geschichte und einen eigenen Tod hatte. Aber gemeinsam ist ihnen, daß sie „diese Revolution der Armen, durch die Armen und für die Armen" verteidigten, dem Yankee-Imperialismus seine erste schwere Niederlage zufügten und so dazu beitrugen, den Mythos von der Unbesiegbarkeit der USA zu zerstören.

Ein Schulbesuch

In der „Escuela Vocación Ernesto Che Guevara" begrüßen uns 3000 jubelnde Schulkinder, die an den Seiten des Eingangsweges und von den Balkonen der Schule begeistert mit roten Tüchern winken. In einer Begrüßungsrede wird die Schule ausführlich erklärt, wir durchlaufen eine große Besichtigungsrunde, und dann kommt eine Überraschung: eine Kulturveranstaltung der Schüler in der supermodernen Aula. Es ist faszinierend, was schon diese Jungen und Mädchen uns an musikalischem Können bieten, und besonders beeindruckt sind wir von einem halbpantomimischen Theaterstück, in dem das Leben Che Guevaras vor dem Hintergrund des Kampfes des kubanischen Volkes dargestellt wird. Die Kalashnikow,[1] die in dem Stück eine wichtige Rolle spielt, geht am Schluß krachend los. Zum Abschied schenken die Schüler jedem von uns eine rote Rose.

Als wir nach Sancti Spiritus zurückfahren, ist wieder einmal etwas mit den Guaguas nicht in Ordnung. Wir, mit dem vordersten Bus, müssen fast eine Stunde auf die übrigen warten, die unterwegs irgendwo hängengeblieben sind. Wir halten auf der

1 Kalashnikow = Maschinenpistole sowjetischer Bauart



Landstraße mitten zwischen ausgedehnten Zuckerrohrfeldern. Jeder vertritt sich ein bißchen die Beine, oder schlägt sich wegen sonstiger Bedürfnisse ins Zuckerrohr. Beim Spazierengehen treffe ich einen alten Bauern. Er hatte von weitem gedacht, wir hätten einen Unfall, und nun will er sehen, ob er irgendwie helfen kann. Ich beruhige ihn, daß nichts passiert sei, und wir unterhalten uns, bis die anderen Busse wieder auftauchen. Hinter dem Zuckerrohr sieht man die Escambray-Berge liegen, und der alte Mann erzählt, wie er in den sechziger Jahren mit anderen Bauern aus der Umgebung gegen die Banditen und Konterrevolutionäre gekämpft hat, die dort ihr Unwesen trieben, mehrere Alphabetlehrer und ihre Schüler ermordeten und Sabotageaktionen verübten. Er hat soviel zu erzählen, ich könnte ihm noch stundenlang zuhören, aber die „Panne" ist leider vorbei, und wir fahren heim zum Abendessen.

In Sancti Spiritus

Wir haben den Abend frei in Sancti Spiritus. Ich ziehe zusammen mit Julia, Klaus, Cecilia, Christa und Pepe los, und als erstes haben wir Lust, ein richtig schönes Eis zu essen. Ins hiesige „Copelia" führt uns ein kleiner, vielleicht zehn Jahre alter Junge, Juan. Er lacht mit uns über Witze, die Julia auf Spanisch macht, stellt allerlei Fragen, zeigt uns interessante Sachen und gehört bald ganz selbstverständlich dazu. Nach dem Eisessen (Copelia-Eis wird durch nichts in der Welt übertroffen!!) überlegen wir gemeinsam, was wir jetzt unternehmen könnten, und Juanito stellt sich als absoluter Experte für das Nachtleben von Sancti Spiritus heraus. Er weiß, welche Bar wann schließt, wo es die beste Pizza gibt,wo man tanzen gehen kann – irgendwann erinnere ich mich, daß unser neuer Freund gerade zehn Jahre alt ist und bei uns in Deutschland längst im Bett liegen müßte. Ich frage ihn, wann er denn zu Hause sein muß, und er meint: „Och, so um zwölf." Ob seine Eltern denn keine Angst um ihn haben, wenn er so spät noch draußen herumläuft, fragen wir, und er sieht uns nur höchst erstaunt an: Angst – aber wovor denn? Außerdem sind Ferien! Er lacht über unsere Verwunderung und rennt vor, um nachzusehen, ob das Tanzlokal, in das er uns führen will, auch wirklich auf hat. ★

Hände weg von Nikaragua

Filme über Nikaragua und den US-Imperialismus im karibischen Raum

NIKARAGUA — SEPTEMBER 1978

Der Volksaufstand
(16 mm - Farbe - 44 Min.)

NIKARAGUA — AUGUST 1979

Einen Monat nach dem Sieg der Revolution
(16 mm - Farbe - 31 Min.)

KARIBISCHES TAGEBUCH

US-Interventionspolitik in der Karibik, Schwerpunkt Kuba
(16 mm - Farbe - 41 Min.)

MULTINATIONALE KONZERNE — WELTMACHT OHNE KONTROLLE

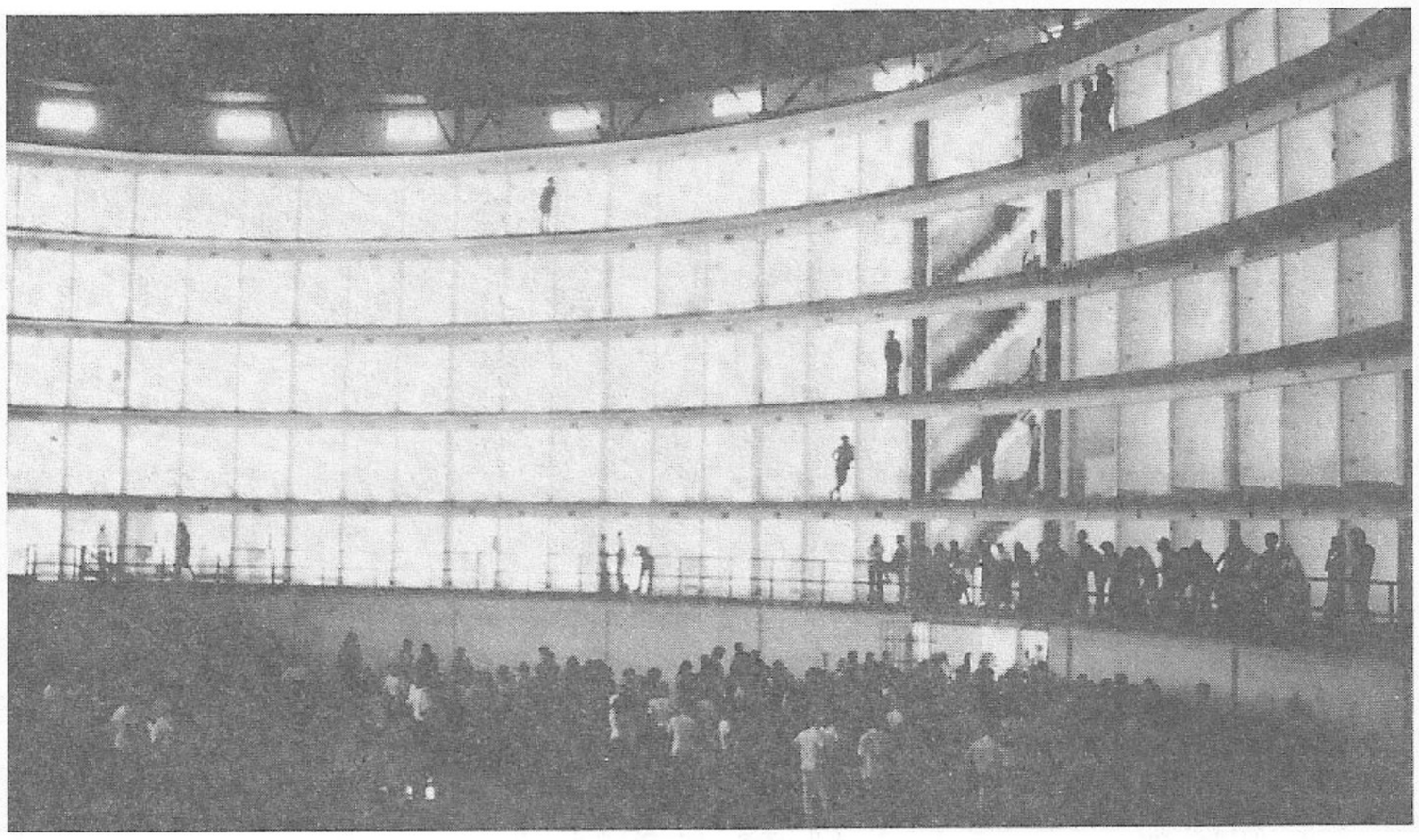
Der Einfluß der US-Multis auf die Politik der US-Regierung und die polit. und ökonom. Entwicklung in vielen Ländern der Welt — die Beispiele Brasilien, Chile, Dominik. Republik und die prinzipielle Haltung in entlarvenden Aussagen.
(16 mm - Farbe - 45 Min.)

Alle im Verleih bei:

UNIDOC
Film für den Fortschritt

Dantestr. 29 Postfach 45
8000 München 19 Tel.: 089/15 60 61

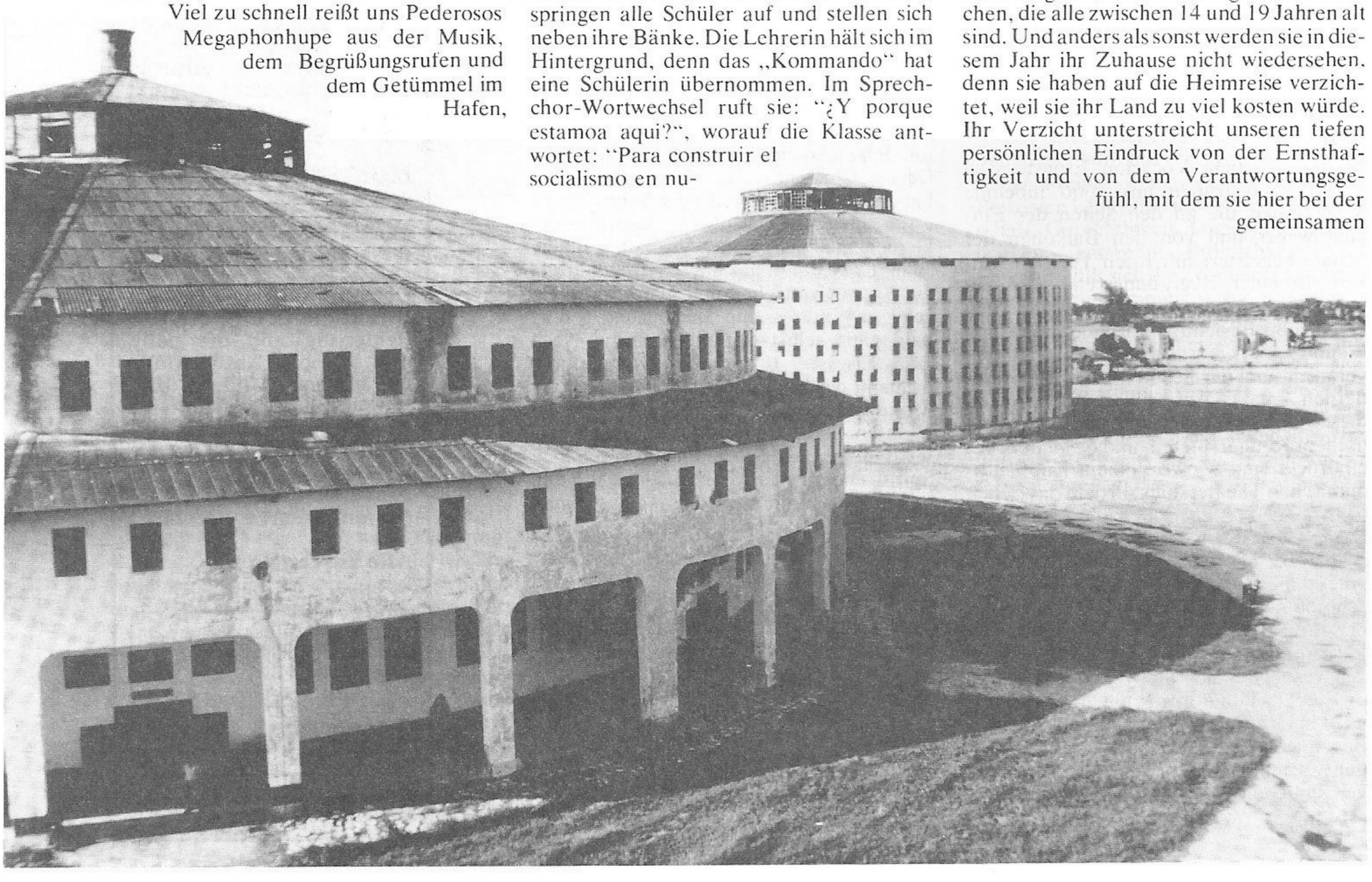
Insel der Jugend



Wir haben das große Los gezogen, gehören zu den Auserwählten, die mitfahren dürfen auf die Insel der Jugend, die Gefängnisinsel, die Schatzinsel. Schon in der Ferne kündigt sie sich an: Im türkisblauen Wasser ziehen mangrovenumwucherte Inselchen vorbei, bewaldete Berge ragen aus dem Wasser und verdichten sich zu jenem Fleck, auf dem sich Vergangenheit und Zukunft so eng zusammendrängen. Und selbst für den heutigen Besucher hat sie immer noch etwas von Stevensons Schatzinsel, auch wenn er wie wir mit einem Tragflügelboot über Wasser heranjagt und nicht in einem Schoner majestätisch in den Hafen einsegelt. Aber sie ist auch sogleich Insel der Jugend: Überall in der Hafeneinfahrt tummeln sich Kinder, in kleinen Booten fischen sie im Schilf, andere stürzen kopfüber von einem Schuppendach in Wasser, sie winken uns zu.

Schulkinder sind es auch, die uns am Hafen von Nueva Gerona ermpfangen. Artig stehen sie da, skandieren selbstbewußt, daß sie so sein wollen wie der Che. Heißen uns feierlich willkommen. Und sie stürzen auf uns zu, als wir endlich an Land sind, sichtlich erleichtet, daß die lange Warterei auf die verspäteten Gäste nun endlich vorüber ist. Und auch die Rosen, die jedem von uns in Windeseile in die Hand gedrückt werden, verraten, wie lange und geduldig man hier in der tropischen Mittagshitze ausgehalten hat.

Viel zu schnell reißt uns Pederosos Megaphonhupe aus der Musik, dem Begrüßungsrufen und dem Getümmel im Hafen, und mit dem Guagua gelangen wir nach kurzer Fahrt zum Playa Paraiso, einer kleinen von hohen Bergen umgebenen Bucht, die ihren Namen voll zu Recht trägt. Im Restaurant erwartet uns die erste Fischmahlzeit auf Kuba. Fidels Bemühungen um eine Bereicherung der karibischen Küche sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen. Es ist halt eine Insel der Zukunft, auch im kleinen. Vor allem jedoch, weil sie die Insel der Jugend ist, die 15000 ausländische Jugendliche beherbergt und ihnen eine Ausbildung bis zum Abitur ermöglicht. Wir sehen uns das in der Carlos-Fonseca-Schule an, wo wir mit einem Sprechchor von den nicaraguanischen Schülern empfangen werden. Die achte Klasse hat gerade Chemieunterricht. Kaum haben wir den Raum betreten, springen alle Schüler auf und stellen sich neben ihre Bänke. Die Lehrerin hält sich im Hintergrund, denn das „Kommando" hat eine Schülerin übernommen. Im Sprechchor-Wortwechsel ruft sie: "¿Y porque estamoa aqui?", worauf die Klasse antwortet: "Para construir el socialismo en nuestro país." Danach erfahren wir, daß die Schüler insgesamt für drei bis fünf Jahre ausgebildet werden, in technischen Fächern durch kubanische Lehrer, in Geschichte und Sozialkunde von eigenen Landsleuten. Können die Schüler die Unterrichtsinhalte mitbestimmen? Selbst Breshnew scheint von der Infowand darüber zu lächeln, daß die Schüler diese Frage nicht verstehen. Zu selbstverständlich ist ihnen die Eingliederung in das kubanische Schulsystem. So arbeiten auch sie wie die übrigen Schüler auf Kuba halbtags in der Landwirtschaft. Selbständig organisieren sie kulturelle und Musikgruppen und pflegen die Traditionen ihres Landes, in das sie nach dem Studium zurückkehren werden. Eine lange Zeit für die Jungen und Mädchen, die alle zwischen 14 und 19 Jahren alt sind. Und anders als sonst werden sie in diesem Jahr ihr Zuhause nicht wiedersehen, denn sie haben auf die Heimreise verzichtet, weil sie ihr Land zu viel kosten würde. Ihr Verzicht unterstreicht unseren tiefen persönlichen Eindruck von der Ernsthaftigkeit und von dem Verantwortungsgefühl, mit dem sie hier bei der gemeinsamen





Sache sind. Noch mehr als überall in Kuba ist hier auch der Internationalismus lebendig, das merken wir noch einmal beim Abschlußfest, als spontan ein Kampflied zu Ehren der chilenischen Genossin angestimmt wird, die mit uns aus Frankreich gekommen ist, wo sie im Exil lebt – in Sicherheit gebracht vor einer Diktatur wie jener, die sich auch auf Kuba traurige Denkmäler gesetzt hat.

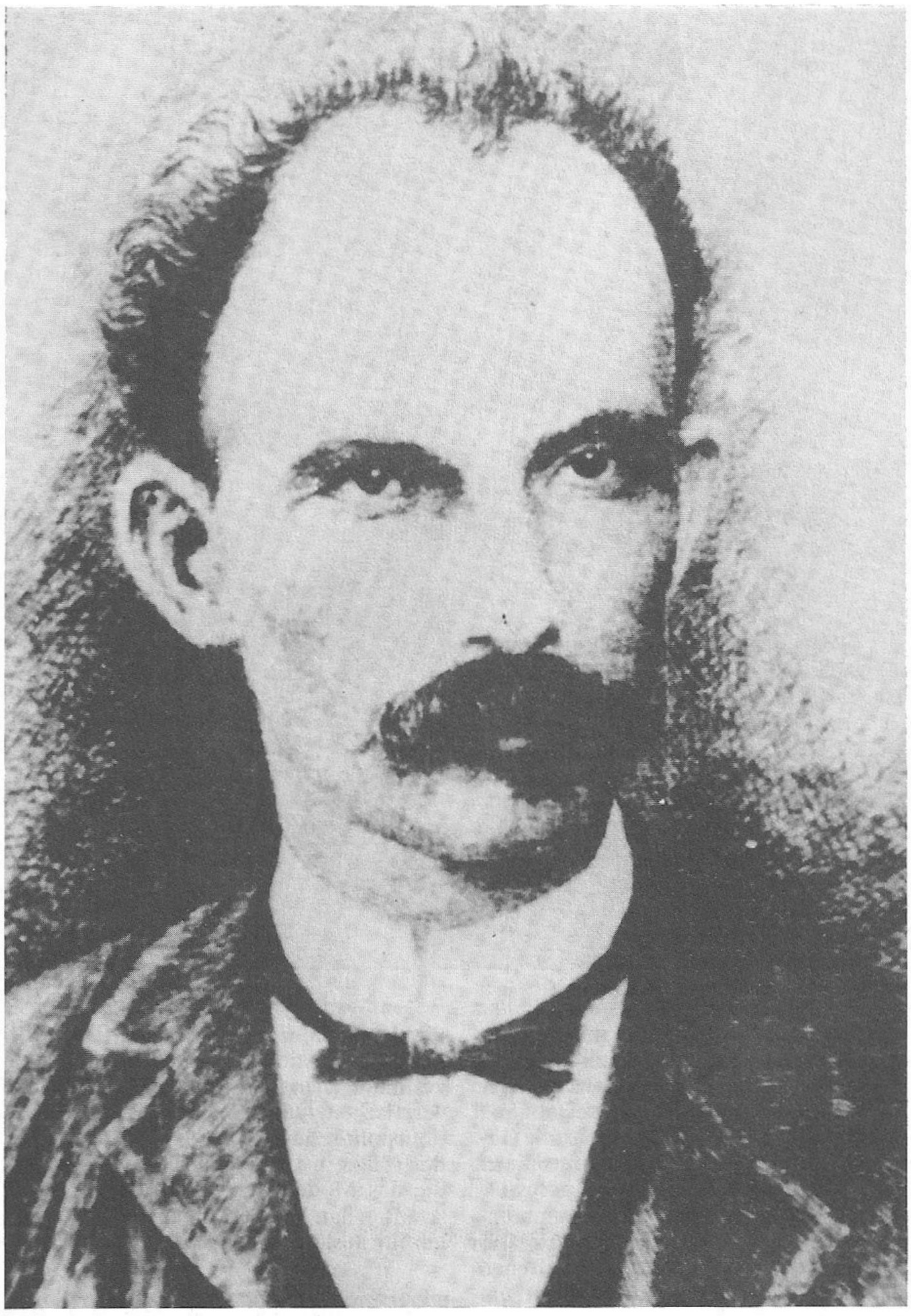
Die Rundbauten der Gefängnisanlage, die wir anschließend besichtigen, sind wohl ein einmaliger architektonischer Ausdruck der Herrschaft eines solchen Regimes. In den zwanziger Jahren wurden sie für den Diktator Machado errichtet und machten die Insel zum Symbol für dessen Unterdrükkung. Viele Oppositionelle wurden hierher verschleppt, unter ihnen auch Fidel und Raoul Castro. Fidel sagt man ja heute noch ein inniges Verhältnis zu seinem dortigen Bett nach, das dem Besucher wie ein geschichtliches Dokument präsentiert wird, wie all die unzähligen anderen alltäglichen Gebrauchsgegenstände aus der Revolutionszeit, die heute noch mit Akribie und Leidenschaft gesammelt werden.

Doch Fidels Bett steht auch symbolisch für kollektive Formen des Widerstandes. Hier konnten die Revolutionäre offiziell Marx' Kapital studieren. Denn der Wärter war davon überzeugt, daß ein Buch mit einem solchen Titel nützlich sein könne. Aber auch andere politische Schriften wurden eingeschleust. Später wurden Besuche Batistas von den Gefangenen mit Sprechchören gestört. Widerstand trotz aller Perfektion, die die Architektur durch ihren fast verschwenderischen Umgang mit den stabilsten Materialien zur Schau stellen soll. Parallelen zu Stammheim? Ganz im Gegensatz zur Isolationshaft dort, besteht hier die Infamie des Systems wohl darin, die Gefangenen in einer solchen Riesentrommel mit ihren Problemen, Ängsten, Aggressionen, ihrer Wut und ihrem Haß zusammenzupferchen. Damit sie sich gegenseitig das Leben zur Hölle machen. Trotz der offenen Zellen genügen dann zwei, drei Wärter, um mit entsicherter MP auf einem Turm in der Mitte des Rondells 1000 Gefangene in Schach zu halten. Der Taylorismus im Strafvollzug!

Gern lassen wir diese Tonnen der Unmenschlichkeit hinter uns. Mit ihren 1000 hohlen Augen wirken sie heute so zukunftslos und leer wie die dazugehörigen Regime. Beim Hinausfahren blicken wir noch einmal auf die fast groteske Kulisse, die sich vor den Gefängnistrakt schiebt: ein schloßartiges Verwaltungsgebäude mit einer überdimensionalen halbrunden Treppe, großmäuliges Symbol der Macht direkt vor den steinernen Zeugen für den Mechanismus ihrer Erhaltung.

Aber heute weiden dort Pferde, ihr Anblick ist ein ebenso angenehmer Kontrast zu diesem leblosen Kerker wie die stürmische, rhythmische Begrüßung, die uns kurz darauf die Jugendlichen aus Moçambique in ihrer Schule zuteil werden lassen. Die ganze Zeit halten sie uns mit einer über der anderen Darbietung in Feststimmung. Das übertrifft sogar das Temperament der Kubaner und ist auch eine ganz andere Sorte Fröhlichkeit und Aufgeschlossenheit als die der Schüler aus Nicaragua. Und doch sind beide Nationen kulturell eng mit Kuba verbunden, in dem sich beide Einflüsse vermischen. Das ist auch die Wurzel für die tiefe politische Solidarität der Kubaner mit den Völkern Lateinamerikas und Afrikas, die das Modell der Insel der Jugend geschaffen hat. Werden wir auch einmal schulen für ausländische Genossen bauen?





José Martí

Günter Demin

Als ich bei der Ankunft in Havanna seinen Namen über dem Flughafengebäude sah, dachte ich: irgendeine nationale Größe. Mein erster Irrtum. Es war nicht irgendeiner, es war José Martí. Danach sah ich ihn immer öfter. Eines Tages erschrak ich, als ich ihn sah. Ich hatte einen freien Nachmittag und bummelte durch die quirligen Straßen Havannas. Plötzlich stehe ich in einer Buchhandlung vor einem ganzen Regal mit seinen Büchern. Fast 30 Bär.de. Gesamtausgabe José Martí. Damals wußte ich schon, daß Schreiben längst nicht seine einzige Tätigkeit war. Ich erschrak, weil ich sah, welche produktive Energie in der zarten, schmalen beinahe zerbrechlichen Gestalt verkörpert war. Ein andermal biege ich um eine Ecke, und mein Blick wird förmlich hingerissen von einem jener kunstvoll umgitterten, schattenreichen Vorgärten zu Füßen einer alten Villa. Durch Gitter und Laubwerk sehe ich ihn stehen, blaß und zierlich, den Kopf grübelnd vorgeneigt, als denke er über etwas nach, das er gleich durchs geöffnete Portal ins Haus tragen werde.

Ich begegnete ihm viele Male: seinem Portrait in der Casa de las Americas von Havanna. Da steht er vor dem Strohdach einer Hütte: blasses Gesicht, hohe Stirn, Schnauzbart. Schwarzer Anzug, Stehkragen, Krawatte mit Perle, goldene Uhrkette vom Knopfloch im Revers zur Brusttasche mit Schnupftuch. (Auf vergilbten Fotografien um die Jahrhundertwende findet man so die Schulmeister vor dem heruntergezogenen Reetdach ihrer niederdeutschen Dorfschule stehen.)

Auf dem Revolutionsplatz in Havanna reckt sich zu monumentaler Größe sein Standbild. In Santiago de Cuba finde ich ihn aus einheimischem Marmor gehauen in der Pose des Grüblers als sitzende Figur unter dem Gewölbe des Mausoleums, das seine Gebeine enthält.

Fidel Castro über José Martí: „Auf dem langen Weg haben sich all die Menschen vereint, die dieser Erde würdig sind; in dem harten Kampf sind viele Menschen gestorben, die dieser Erde würdig sind. Die ersten waren keine Marxisten. Auch Martí war es nicht. Er konnte es nicht sein in der Zeit und unter den Umständen, da sich sein beispielloser Kampf vollzog. Wir wären gewesen wie sie; sie wären heute das, was wir sind! Denn unser Volk war stets beseelt vom revolutionären Geist, vom Wissen um seine Verantwortung. José Martí, erfüllt vom Geist des Patriotismus, sensibel, unvergleichlich. Gemeinsam mit anderen heldenmütigen Kämpfern legte er den Grundstein für die Unabhängigkeit Kubas."

Ich übertreibe nicht: Die Kubaner, die in der Alphabetisierungskampagne der Revolution nahezu alle lesen und schreiben lernten, verehren ihren dichtenden Freiheitskämpfer Martí. Seine Herkunft erleichtert ihnen ihre Zuneigung. Viele sehen in dem Sohn armer spanischer Einwanderer, der 1853 in Havanna geboren wurde, ein Vorbild für ihre Kinder. Schon als Siebzehnjährigen verurteilten ihn die spanischen Kolonialherren wegen revolutionärer Umtriebe zu Zwangsarbeit und Verbannung. 1871 wird er nach Spanien deportiert. Von Europa zieht es ihn wieder nach Lateinamerika: Mexiko, Guatemala und Venezuela sind seine Stationen.

In Briefen und Essays befaßt er sich immer wieder mit der sozialen und politischen Lage Kubas. Als er illegal in die Heimat zurückkehrt und für die Fortsetzung des verlorengegangenen 1. Unabhängigkeitskrieges wirbt, wird er von den spanischen Kolonialbehörden erneut nach Spanien deportiert. Von dort aus reist er in die USA. Er schlägt sich als Zeitungskorrespondent durch. Erst Ende der neunziger Jahre greift er wieder aktiv in die kubanische Politik ein. Zusammen mit Gomez, einem General aus dem Unabhängigkeitskrieg von 1868 entwirft José Martí das Manifest von Montechristi als Programm der kubanischen Revolution.

Mit der von ihm gegründeten „Revolutionären Kubanischen Partei" bereitet er den Wiederbeginn des kubanischen Freiheitskampfes vor. Doch schon in den ersten Tagen des Kampfes fällt er im Gefecht bei Dos Rios.

Man schreibt den 19. Mai 1895.

„Es ist meine Pflicht", schrieb Martí im Jahre 1895, also kurz vor seinem Tod, „durch die Unabhängigkeit Kubas dafür zu sorgen, daß sich die USA nicht in der gesamten Karibik ausbreiten und damit einen noch stärkeren Einfluß auf die anderen Länder unseres Amerikas ausüben... Ich kenne dieses Ungeheuer, denn ich habe lange in dessen Höhle gewohnt – und meine einzige Waffe ist die Schleuder Davids."

José Martí: Versos sencillos (Guantanamera)* Schlichte Verse.

Übertragung aus dem Spanischen: Gerd Büntzly

I.

Yo soy un hombre sincero
de donde crece la palma,
y antes de morir me quiero
echar mis versos del alma.

Ich bin ein ehrlicher Mann,
geboren im Lande der Palmen;
und vor meinem Tode will ich
meine Seele in Verse gießen.

Yo vengo de todas partes,
y hacia todas partes voy:
arte soy entre las artes;
en los montes, monte soy.

Ich komme von überallher
und gehe überallhin:
Kunst bin ich unter den Künsten,
ein Berg bin ich unter den Bergen.

Yo sé dos nombres extraños
de las yerbas y las flores,
y de mortales engaños,
y de sublimes dolores.

Ich kenne die seltsamen Namen
der heimischen Gräser und Blumen,
doch tödlicher Täuschungen auch
und übermenschlicher Schmerzen.

Yo he visto en la noche oscura
llover sobre mi cabeza
los rayos de lumbre pura
de la divina belleza.

Ich habe in finsterer Nacht gesehen, wie auf
mein Haupt sich
die reinen, blendenden Strahlen
der göttlichen Schönheit ergossen.

Alas nacer vi en los hombros,
de las mujeres hermosas,
y salir de los escombros,
volando, las mariposas.

Ich sah große Flügel den Schultern
der schönen Frauen entspringen
und flatternd aus Ruinen
entflogen Schmetterlinge.

He visto vivir a un hombre
con el puñal al costado,
in decir jamás el nombre
de aquella que lo ha matado.

Ich sah einen Mann: Er lebte,
obwohl ihm der Degen im Leib stak,
doch nannte er niemals den Namen
der Frau, die ihn getötet.

Rápida, como un reflejo,
dos veces vi el alma, dos;
cuando murió el pobre viejo,
cuando ella me dijo adiós.

Schnell wie ein Lichtblitz sah ich
zwei Male die Seele, zwei Mal:
Als der alte Bettler verschied,
als SIE mir Lebewohl sagte.

Temblé una vez – en la reja,
a la entrada de la viɔæa –
cuando la bárbara abeja
picó en la frente a mi niña.

Gezittert habe ich einmal: Am Gitter,
am Eingang des Weinberges war es,
als die barbarische Biene
mein Töchterchen auf die Stirn stach.

Gocé una vez, de tal suerte
que gocé cual nunca: cuando
la sentencia de mi muerte
leyó el alcaide llorando.

Das Glück hab ich einmal genossen,
wie vorher und später nie mehr:
als der Kerkermeister mir unter Schluchzen
mein Todesurteil verlas.

Oigo un suspiro, a través
de las tierras y la mar,
y no es un suspiro; es
que mi hijo va a despertar.

Ich höre ein Seufzen, das durchdringt
die Welt, ob Erde, ob Meer,
und es ist gar kein Seufzen, nein!
Mein Söhnchen reckt sich und erwacht.

Si dicen que del joyero
tome la joya mejor,
tomo a un amigo sincero
y pongo a un lado el amor.

Wenn sie sagen, ich soll beim Goldschmied
das kostbarste Kleinod wählen,
so wähle ich einen wahren Freund
und lasse die Liebe links liegen.

Yo he visto el águila herida
volar al azul sereno,
y morir en su guarida
la víbora del veneno.

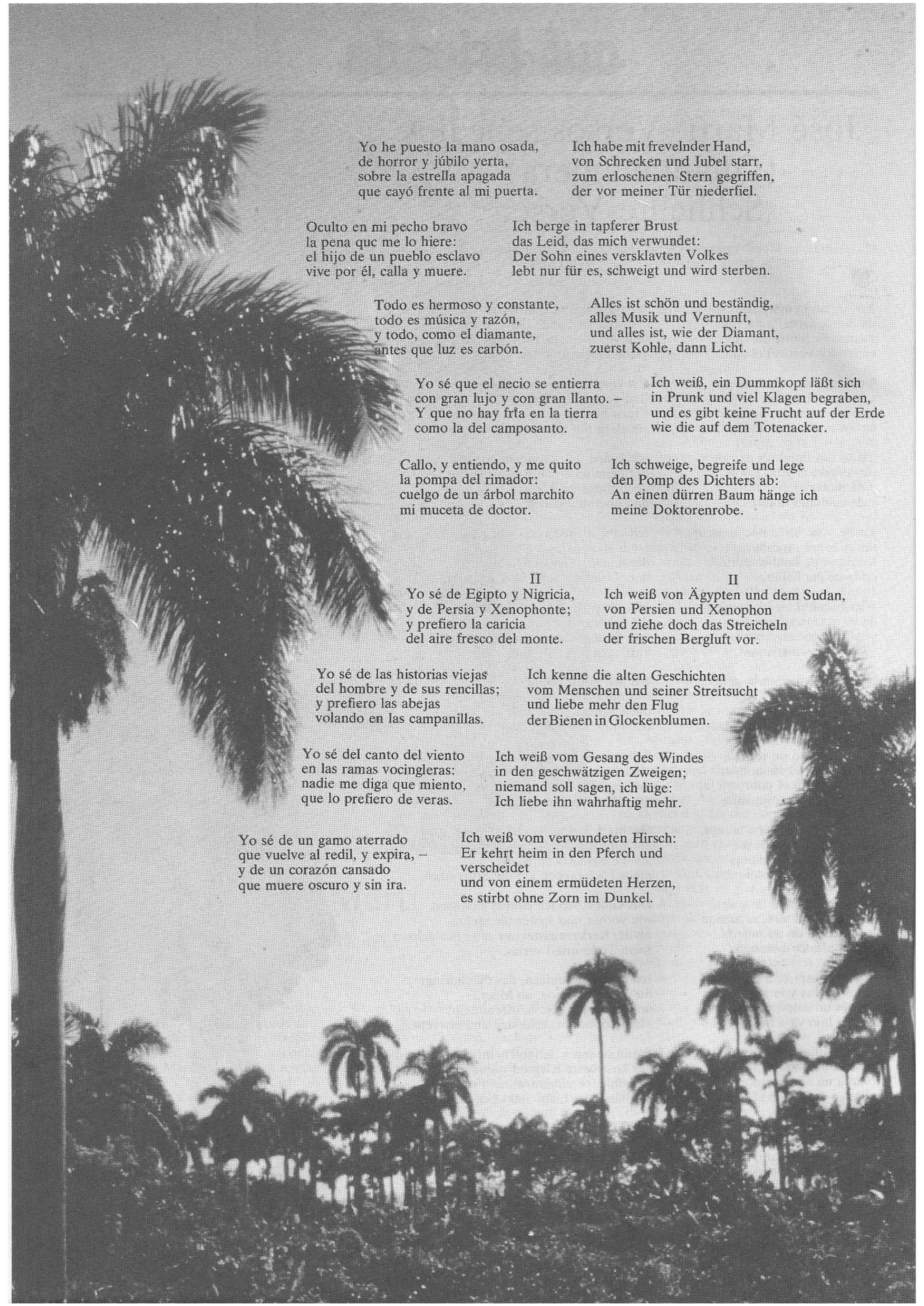
Ich sah den verwundeten Adler
ins heitere Blau entfliegen,
doch in ihrer Höhle die Viper
starb am eigenen Gift.

Yo sé bien que cuando el mundo
cede, lívido, al descanso,
sobre el silencio profundo
murmura el arroyo manso.

Ich weiß gut, daß, wenn die Welt
sich blauschwarz der Ruhe ergibt,
sich über dem tiefsten Schweigen
der stille Bach noch bewegt.



* Spanische Textfassung: José Martí: Obra literaria. Prólogo, notas y cronología: Cintio Vitier. Biblioteca Ayacucho, Caracas, o. J.



Yo he puesto la mano osada,
de horror y júbilo yerta,
sobre la estrella apagada
que cayó frente al mi puerta.

Ich habe mit frevelnder Hand,
von Schrecken und Jubel starr,
zum erloschenen Stern gegriffen,
der vor meiner Tür niederfiel.

Oculto en mi pecho bravo
la pena quc me lo hiere:
el hijo de un pueblo esclavo
vive por él, calla y muere.

Ich berge in tapferer Brust
das Leid, das mich verwundet:
Der Sohn eines versklavten Volkes
lebt nur für es, schweigt und wird sterben.

Todo es hermoso y constante,
todo es música y razón,
y todo, como el diamante,
antes que luz es carbón.

Alles ist schön und beständig,
alles Musik und Vernunft,
und alles ist, wie der Diamant,
zuerst Kohle, dann Licht.

Yo sé que el necio se entierra
con gran lujo y con gran llanto. –
Y que no hay frfa en la tierra
como la del camposanto.

Ich weiß, ein Dummkopf läßt sich
in Prunk und viel Klagen begraben,
und es gibt keine Frucht auf der Erde
wie die auf dem Totenacker.

Callo, y entiendo, y me quito
la pompa del rimador:
cuelgo de un árbol marchito
mi muceta de doctor.

Ich schweige, begreife und lege
den Pomp des Dichters ab:
An einen dürren Baum hänge ich
meine Doktorenrobe.

II

Yo sé de Egipto y Nigricia,
y de Persia y Xenophonte;
y prefiero la caricia
del aire fresco del monte.

II

Ich weiß von Ägypten und dem Sudan,
von Persien und Xenophon
und ziehe doch das Streicheln
der frischen Bergluft vor.

Yo sé de las historias viejas
del hombre y de sus rencillas;
y prefiero las abejas
volando en las campanillas.

Ich kenne die alten Geschichten
vom Menschen und seiner Streitsucht
und liebe mehr den Flug
der Bienen in Glockenblumen.

Yo sé del canto del viento
en las ramas vocingleras:
nadie me diga que miento,
que lo prefiero de veras.

Ich weiß vom Gesang des Windes
in den geschwätzigen Zweigen;
niemand soll sagen, ich lüge:
Ich liebe ihn wahrhaftig mehr.

Yo sé de un gamo aterrado
que vuelve al redil, y expira, –
y de un corazón cansado
que muere oscuro y sin ira.

Ich weiß vom verwundeten Hirsch:
Er kehrt heim in den Pferch und
verscheidet
und von einem ermüdeten Herzen,
es stirbt ohne Zorn im Dunkel.



Den Menschen zur Hauptsache machen

Kurz vor der Abreise unserer Brigade haben sich dort vertretene Mitglieder von Jugendorganisationen zusammengesetzt. **Ruth Schwake** für die Naturfreundejugend Niedersachsen, **Ronald Oberschelp** für die Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba, Gruppe Aachen, **Thomas Hartmann** und **Michael Winder** für die Jungsozialisten in der SPD, **Cornelia Schlemper** für die Deutschen Jungdemokraten, **Christa Clasen** für die Guatemala-Solidaritätsbewegung, **Karl-Heinz Theußen** für Sevice Civil Internationale, Deutscher Zweig, **Anita Kreß** für die sozialistische Deutsche Arbeiterjugend, **Werner Sohn** für die Informationsstelle El Salvador und **Stefan Kierstein** für den Marxistischen Studentenbund Spartakus. Das Gespräch wurde geleitet von Elisabeth Thölke-Sommer.

Frage: Welche Erwartungen hattet ihr an Kuba? Wie treffen sich diese Erwartungen – jetzt am Ende unseres Aufenthaltes – mit der Realität?

Cornelia Schlemper: Wenn man selber da gewesen ist, kann man Mißtrauen leichter zerstreuen. Mir war es wichtig, direkt Leute zu fragen, wie sie die Dinge sehen und auch ganz bestimmte Dinge in Erfahrung zu bringen, die sich aus Büchern schwer erkennen lassen.

Stefan Kierstein: Mich persönlich hat besonders beeindruckt, wie stark die Revolution verankert ist. Wir sind durch Alt-Havanna gegangen. In fast jedem Haushalt hingen Bilder von Che Guevara und Camillo Cienfuegos. Was ich in gewisser Weise für einen Ausdruck wirklich menschlicher Verhältnisse halte, ist die unglaubliche Freundlichkeit, mit der wir hier von den Kubanern immer behandelt worden sind, und die auch zwischen den Kubanern selbst überall deutlich wurde.

Christa Clasen: Mein Erfahrungsstand über Kuba war ziemlich gering. Ich komme aus der Guatemalabewegung, und da gibt es ziemlich viel Probleme, viel Mißtrauen bezüglich der Kuba-Freundschaftsgesellschaft, was darin gipfelt, daß sich teilweise Leute dagegen wehren, daß Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft in der Anti-Interventionsbewegung aufgenommen werden. Ich glaube, daß es wichtig ist, als Mitglied einer Solidaritätsbewegung mit einem Land Mittelamerikas auch Stellung nehmen zu können zur Position Kubas im Befreiungskampf der Länder Mittelamerikas. Die persönlichen Dinge, die ich hier erlebt habe, haben mir sehr viel Sicherheit gegeben, haben mir deutlich gemacht, daß Solidarität für Kuba und die Kubaner sehr, sehr wichtig ist und daß diese Solidarität im Volke sehr verankert ist.

Michael Winder: Ich wußte etwas über den Verlauf der Revolution. Darüber habe ich viel gelesen, u.a. von Che Guevara. Ich habe mir ein Bild über Kuba gemacht, das sehr idealistisch war. Für mich war Kuba das Land, das nach meinen Idealvorstellungen am nächsten an dem dran ist, was ich mir unter Sozialismus vorstelle. Was ich von meinen Vorstellungen von Kuba, die sehr positiv sind, jetzt revidieren muß, was gegen mein Kuba-Bild geht, ist die Geschichte mit den Intershops. Ich habe da Bauchschmerzen, daß das in die Richtung geht, daß Leute, die Dollars haben bzw. sich die besorgen können, dann etwas Besseres darstellen.

In bezug auf Angola hatte ich vorher mehr die Vorstellung, daß Kuba da Soldaten hinschickt, weil die Sowjetunion das fordert – Kuba wird ja von der Sowjetunion wirtschaftlich stark unterstützt. Die kubanischen Soldaten in Angola wären dann so eine Art Reparationsleistung. Das habe ich revidiert. Ich habe mit vielen Leuten geredet, die dort waren. Mir stellt sich das jetzt so dar, daß die das aus eigenem Antrieb, aus Internationalismus und Solidarität tun und nicht als Stellvertreter. Im großen und ganzen wurde das idealistische Bild, das ich mir gemacht habe, hier in Kuba voll bestätigt, und ich glaube schon, daß hier – mit Che gesprochen – eine Art neuer Menschentyp kreiert werden kann.

Ronald Oberschelp: Für mich war die Erfahrung wichtig, die kubanische Realität zu sehen und zu konfrontieren mit dem bei uns teilweise exotischen Bild von dieser Revolution – auch im vermeintlichen Gegensatz zu anderen sozialistischen Ländern. Sicher wirkt sich der Aufbau des Sozialismus

durch die anderen Bedingungen hier anders aus. Aber die wesentlichen Prinzipien des Aufbaus sind die gleichen. Wenn für die Entwicklungsmöglichkeiten Angolas die kubanische Hilfe von entscheidender Bedeutung ist, gilt meines Erachtens ähnliches für die Hilfe anderer sozialistischer Länder, zum Beispiel für Vietnam. Persönlich beeindruckt haben mich immer wieder die Kinder. Es zeigt für mich viel über eine Gesellschaft, wie sie mit ihren Kindern umgeht. In 10 Jahren, diese Hoffnung geben mir diese Kinder, kann schon ein großer Schritt getan sein, hier einen neuen Menschen zu schaffen.

Frage: Vom Sachwalter Moskaus in Afrika zum neuen Menschen, der solidarisch dem angolanischen Volk hilft. Was hat zur positiven Bewertung des kubanischen Engagements in Angola geführt? Wo seht ihr die wesentlichen Motive für die internationalistische Hilfe der Kubaner?

Cornelia Schlemper: Für mich war das vorher eine ziemlich problematische Frage, die ich auch heute für mich noch nicht vollständig geklärt habe. Ich habe aber hier gesehen, u. a. bei meinem Besuch auf der Insel der Jugend, daß es eine sehr freundschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Ländern gibt, gerade wenn man die Kooperation im Bildungswesen betrachtet. Es ist für die Kubaner selbstverständlich, mit Befreiungsbewegungen zusammenzuarbeiten, und Länder zu unterstützen, in denen es eine Revolution gibt... Das wird von Kubanern nicht als „Export der Revolution" verstanden.

Thomas Hartmann: Die für mich wichtigste Information, die ich in allen Gesprächen bekommen habe, war, daß hier alle internationale Arbeit absolut freiwillig abläuft. Die Kubaner sehen es als eine Ehre an, im Ausland zu arbeiten. Sie sind stolz darauf, als Entwicklungsland in der Lage zu sein, anderen Ländern zu helfen.

Karl-Heinz Theußen: Was bei uns durch die Medien geht – Michael hat es angesprochen – daß die Kubaner von den Sowjets als Stellvertreter eingesetzt werden, ist hier überhaupt nicht nachvollziehbar. Die Kubaner haben am eigenen Leibe erfahren, daß ein militärisches Potential notwendig ist, um die eigenen Errungenschaften zu verteidigen. Die Kubaner sind ja nicht in Angola, weil sie ihre Waffen in Afrika ausprobieren wollen, sondern weil Angola ständigen militärischen Aggressionen der südafrikanischen Rassisten ausgesetzt ist und die angolanische Regierung die Kubaner um Hilfe gebeten hat.

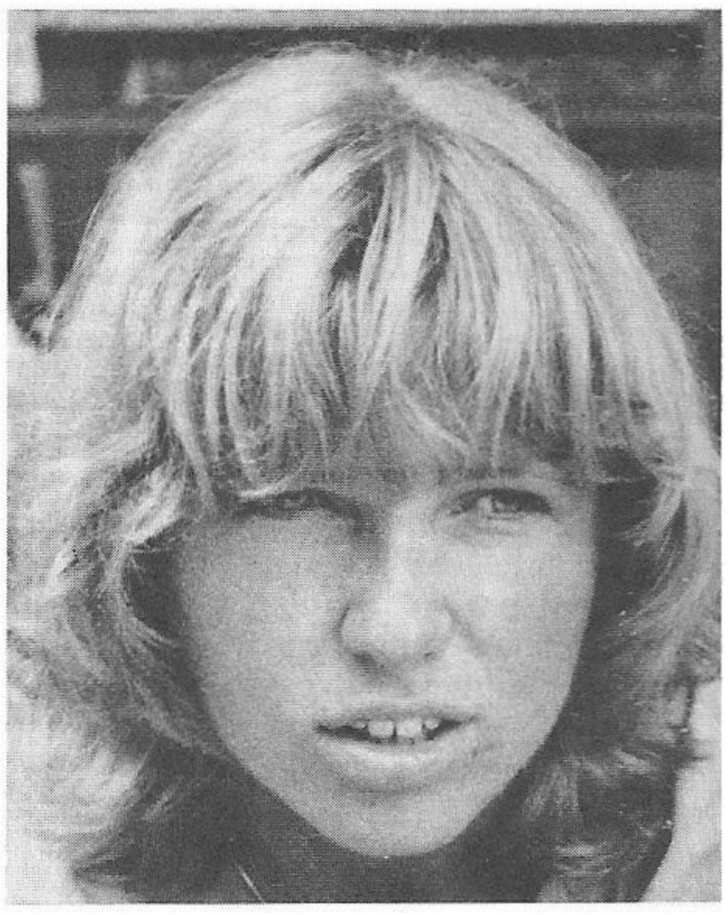
Stefan Kierstein: Eine wichtige Erfahrung, die ich hier in Kuba habe machen können und die mein politisches Denken stark beeinflußt hat, ist, daß die Kubaner nicht primär im Landesmaßstab, also in bezug auf Kuba denken. Die Kubaner denken im Maßstab ihres Kontinents, also Amerikas und auch im Maßstab ihrer Ursprünge, dazu gehört auch Afrika. Die Probleme, die in Kuba bestehen, werden von den Kubanern nicht nur als kubanische, sondern als weltweite Probleme gesehen. Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, wie diese Hilfe inhaltlich aussieht. In unserer Presse wird in erster Linie auf Waffengewalt und Militärhilfe eingegangen. Beim Besuch der Insel der Jugend konnten wir feststellen,



Thomas Hardtmann, Cornelia Schlemper

daß dort Unterrichtsmöglichkeiten u. a. für Kinder und Jugendliche aus Mozambique bestehen. Bei uns in der Bundesrepublik wären wir Linken doch froh, wenn die Entwicklungshilfe so aussähe, daß unser Land anderen Ländern Möglichkeiten für Schulbildung zur Verfügung stellt. Statt dessen tun unsere Politiker nichts, wenn die USA in Mittelamerika Waffen und Folterinstrumente zur Verfügung stellen.

Anita Kreß: Kuba hat nicht vergessen, wie seine eigene Geschichte aussah. Auch Kuba hatte internationale Solidarität nötig, um sich entwickeln zu können. Meiner Meinung nach haben auch wir viel Verant-



Christa Clasen

wortung. Die Solidarität wird oft komplizierter, wenn eine Befreiungsbewegung an der Macht ist. Das, was heute Nicaragua vorgeworfen wird, daß sich über Kuba dort der sowjetische Einfluß ausbreiten würde, behaupten die Herrschenden in jeder erfolgreichen Revolution. Es ist unsere Aufgabe, da gegenzusteuern.

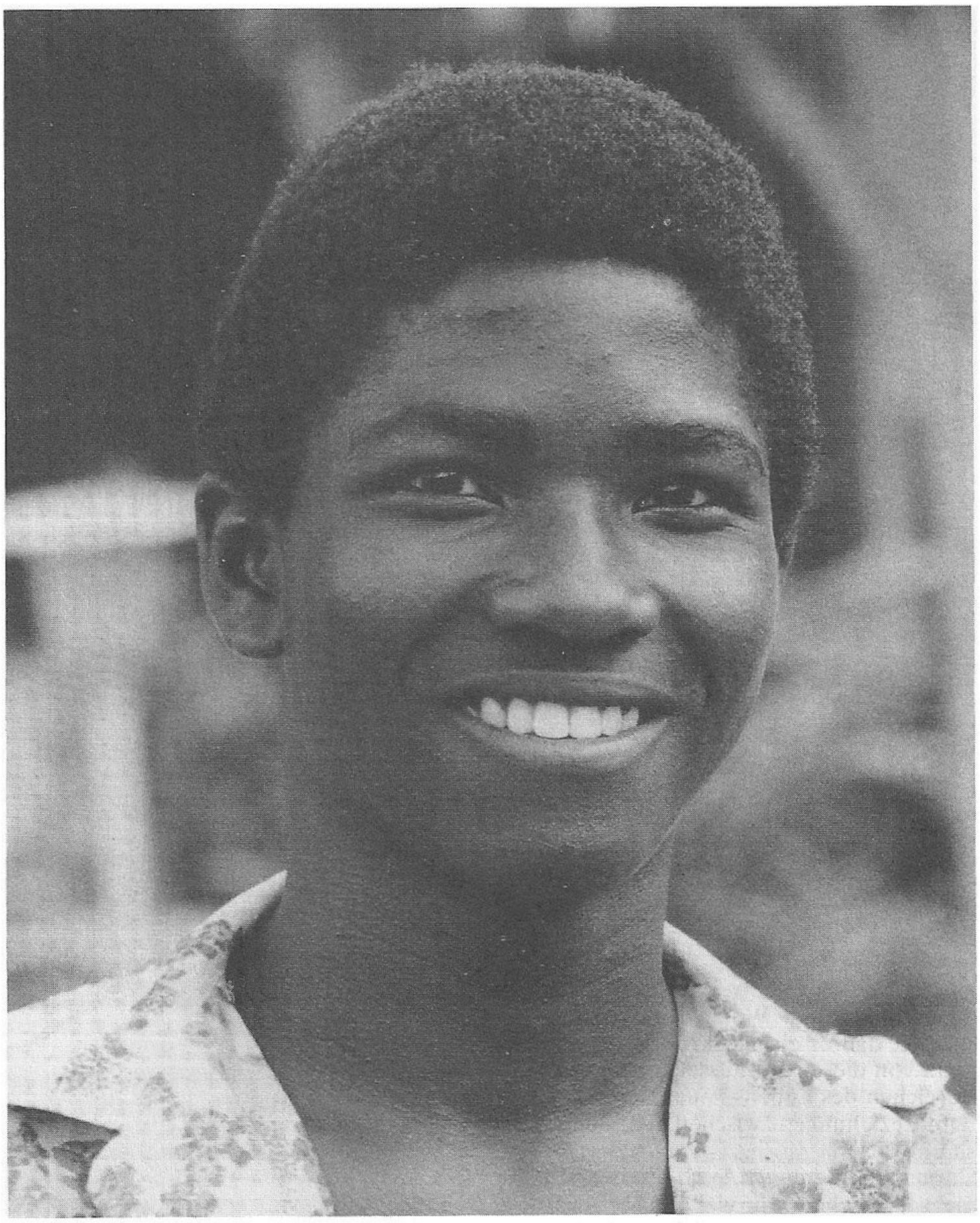
Ruth Schwake: Anita hat es angesprochen: Es wird komplizierter, Solidarität zu entwickeln, wenn eine Befreiungsbewegung an der Macht ist. Das ist an der Geschichte der Kuba-Solidariät ebenso zu erkennen wie in den Solidaritätsbewegungen mit Vietnam, und es deutet sich in der Nikaragua-Solidarität an. Solange eine Befreiungsbewegung um die Macht kämpft, wird sie von der Linken unseres Landes durchgängig bis zur „Verklärung" unterstützt. Ist sie an der Macht und steht sie damit auch vor der Aufgabe, diese Macht zu verteidigen, scheiden sich häufig die Geister. Gerade wenn eine Revolution an der Macht ist, gilt es, die konkreten Bedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten zu sehen. Dazu gehört auch – wie im Falle Angola – das Recht, ein anderes Land um Hilfe zu bitten und – wie im Falle Kuba –, diese Hilfe zu gewähren.

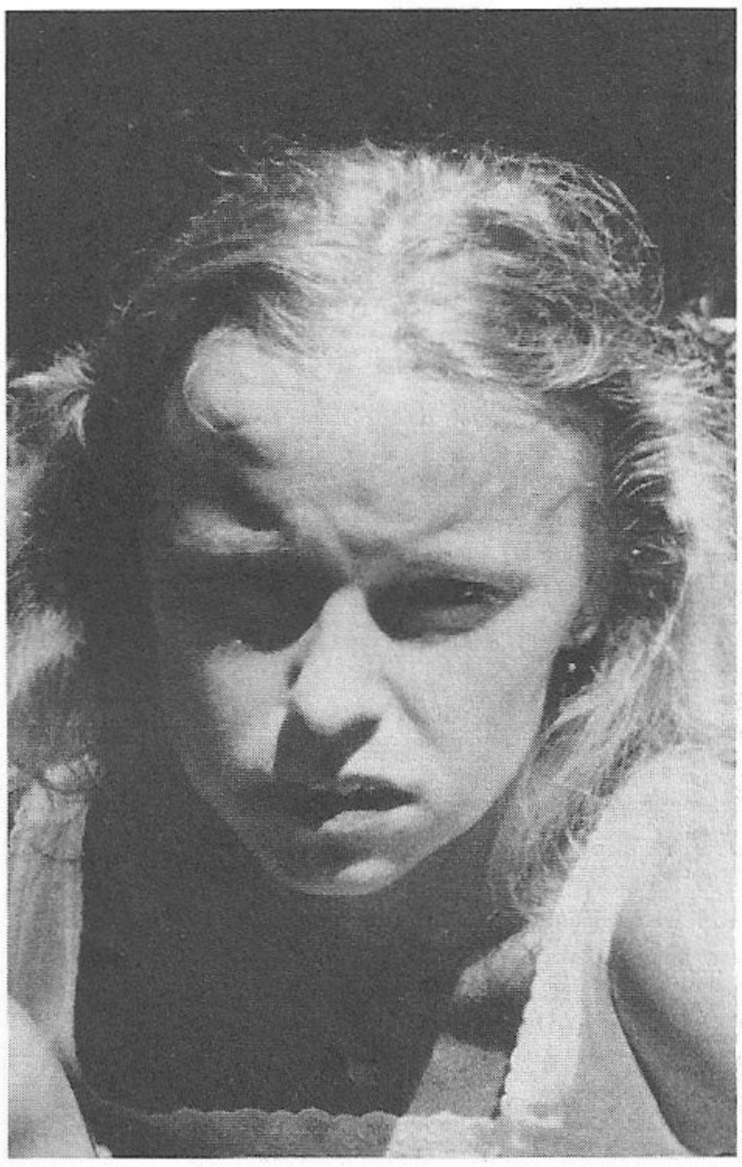
Frage: Hier in Kuba werde ein „neuer Menschentyp kreiert,", hat Michael gesagt. Wie ist er, dieser „neue Mensch"?

Anita Kreß: Ich hatte von Leuten, die in Kuba waren, immer wieder gehört, daß die Kubaner anders miteinander umgehen, miteinander reden. Es ist für mich sehr beeindruckend, daß hier jeder mithelfen will, die Idee von einem anderen Leben zu verwirklichen. Das findet nicht nur im Kopf, sondern auch mit den Gefühlen statt. Bei uns hört man ja, daß hier alles nur um Fidel Castro geht, daß dessen Familienclan alles entscheidet. Den Eindruck hatte ich überhaupt nicht. Es steht fast jeder hinter der Revolution. Fidel lieben sie, weil er für sie die Verkörperung der Revolution ist.

Werner Sohn: Der neue Mensch war eigentlich auch für mich am wichtigsten. Man konnte erfassen, wie sich die gesellschaftlichen Veränderungen auf den Menschen auswirken. Ich bin nicht ganz der Meinung von Antia, daß uns hier der neue Mensch begegnet sei. Ich wüßte auch nicht, wie das in so kurzer Zeit möglich sein sollte. Nach gut 20 Jahren, in denen die Mehrheit der Bevölkerung zunächst mal lesen und

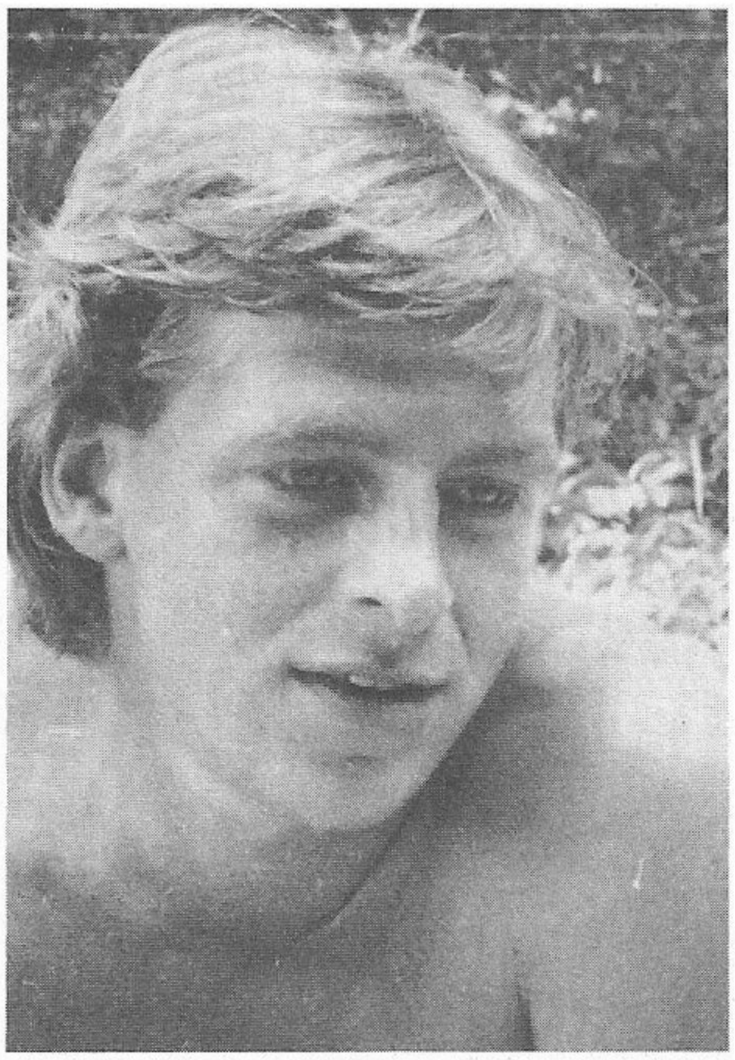
schreiben gelernt hat, gelernt hat, über das eigene Dorf hinauszudenken.
Ich bin davon beeindruckt, wie in den Komitees zur Verteidigung der Revolution, den CDRs, die Menschen miteinander diskutieren, wie sie lernen, selbst über ihre Belange zu entscheiden. Manchmal ist dabei allerdings mein Eindruck – wobei ich nicht weiß, ob es schon anders möglich wäre –, daß Entscheidungen vorgegeben werden. Fidel Castro ist zweifelsohne ein hervorragender Revolutionär. Aber seine Rolle wirkt sich teilweise so aus, daß die Kubaner sagen: „Genosse Fidel hat erklärt.". Das kann die Menschen einschränken, selbst nachzudenken. Mir scheint der Weg manchmal zu gradlinig. Die Geschichte wird nicht in ihrer Widersprüchlichkeit dargestellt. In so kurzer Zeit ist kein neuer Mensch zu schaffen. Ich finde es schade, daß über Schwierigkeiten manchmal leicht hinweggegangen wird. Dabei wäre das gar nicht nötig, bei den großartigen Leistungen, die die Revolution vollbracht hat, und die sicher auch ein Vorbild ist für andere lateinamerikanische Länder.
Die Veränderung von Menschen ist für mich abhängig von den materiellen Voraussetzungen und von den gesellschaftlichen Bedingungen. Wir haben bei der Fabrikbesichtigung gesehen, daß hier teilweise unter sehr harten Bedingungen gearbeitet werden muß. Solche Arbeit trägt meines Erachtens nicht gerade zur Entfaltung der Persönlichkeit bei. Der Mensch wird durch diese Arbeit auch eingeschränkt, wird nicht in seinen Begabungen gefördert.





Ruth Schwanke

Ruth Schwake: Die Arbeitsbedingungen sind teilweise sehr hart. Diese Bedingungen müssen jedoch eingeordnet werden in den Entwicklungsstand des Landes. Werner, du sagst selbst, daß 20 Jahre eine sehr kurze Zeit sind. Für die Frage der Verwirklichungsmöglichkeiten des Menschen ist zunächst entscheidend, daß der Mensch überhaupt Arbeit hat. Damit will ich nicht abstreiten, daß die Form der Arbeit den Grad der Verwirklichung mit beeinflußt. Grundlage ist jedoch die Arbeit an und für sich.
Werner Sohn: Arbeit zu haben ist besser als keine Arbeit zu haben. Aber wir diskutieren hier um den neuen Menschen. Es geht mir nicht darum, Erfolge unterzubuttern. Es ist Konsens bei uns, daß es den Kubanern bessergeht als anderen Lateinamerikanern. Es gibt jedoch Probleme, unter anderem durch die Form der Arbeit. Ein Beispiel: Auf dem Bau werden die Dächer heute noch mit Eternit gemacht. Das ist eine billige Möglichkeit, Dächer zu bekommen, es birgt jedoch eine Gefahr in sich: Eternit enthält Asbest. Die Dachplatten werden in Kuba produziert. Es ist bekannt, daß Asbest verarbeitet wird, daß das gesundheitsschädlich, krebserzeugend ist. Mir wurde dazu von einem Ingenieur gesagt, daß es im Wohnungsbau noch viele Schwierigkeiten gäbe, daß sie gerne anders wollten, aber noch nicht könnten. Auf dem Bau haben wir die Probleme selbst gesehen. Eine Betonmischmaschine schafft an einem Tag mehr als 50 Brigadisten. Es gibt jedoch gegenwärtig noch den Zwang, das mit der Hand zu machen. Auch da kommt noch einmal der Internationalismus hinein: Wir sehen, wie schlecht die Straßen hier oft sind, und dann ist in der Zeitung zu lesen, daß eine Brigade mit den besten Baumaschinen nach Nikaragua gegangen ist, um eine Straße zu bauen. Eine Ost-West-Verbindung, die vor der Revolution nie errichtet wurde. Das Land war quasi in zwei Teile geteilt, und nur mit dem Flugzeug konnte man von der Pazifik- zur Atlantikküste gelangen. Kuba, obwohl es selbst noch viele Schwierigkeiten hat, hilft, diese Straße zu bauen.
Stefan Kierstein: Meiner Meinung nach bezieht Werner nur einen Anteil der Arbeit ein. Werners Position vermittelt überspitzt den Eindruck, als seien wir in der Bundesrepublik auf dem besten Wege zum neuen Menschen, weil unsere Arbeitsbedingungen zum großen Teil technisierter sind. Bei uns besteht sicherlich eher die Möglichkeit, Dächer ohne Eternit zu bauen. Dennoch kann man in der Bundesrepublik schwerlich vom neuen Menschen sprechen. Entscheidender als die Form der Arbeit ist, wer über die Arbeit bestimmt, wie jeder einzelne in Entscheidungsprozesse einbezogen ist, inwieweit Kollektivität hergestellt ist. Bei uns in der Bundesrepublik ist die Arbeit in hohem Maße technisch entwikkelt, aber das Moment der Konkurrenz, die



Werner Sohn

Bedrohung, den Arbeitsplatz zu verlieren, beeinträchtigt das Verhältnis unter den Arbeitern. Das gibt es in Kuba nicht. Die Arbeit ist auf niedrigerem technischen Niveau, aber es gibt keine Konkurrenz, keine Kündigungsdrohungen. Ohne Konkurrenz zu arbeiten, schafft die Bedingungen, auch ohne Konkurrenz zu leben. Damit gibt es Voraussetzungen für die Entwicklung neuer Menschen. Wobei ich Werner zustimme, daß es ein langer Weg ist, ausgehend von diesen Voraussetzungen in allen Bereichen des Lebens neue, gleichberechtigte Beziehungen zwischen den Menschen zu entwickeln.

Cornelia Schlemper: Auch ich bezweifele nicht, daß schon sehr viel geschafft wurde. Ich habe jedoch oft den Eindruck gewonnen, daß die Kubaner wenig problemorientiert sind, daß sie unkritisch Schwierigkeiten vom Tisch wischen. Das gilt besonders in bezug auf Fragen, die in unserer Diskussion eine große Rolle spielen, z. B. die Emanzipation der Frau. Häufig bekommt man auf die Frage nach dem Machismo die Antwort, daß heute alles in Ordnung sei, daß man als Frau ohne Angst über die Straße gehen könne. Mir reicht das aber nicht.

Thomas Hartmann: Meine Erfahrung ist, daß es keine Tabuthemen gibt, daß über alles diskutiert werden kann und wird. Allerdings gibt es eine andere Rangordnung von Problemen als bei uns.

Frage: Es ist Konsens, daß mit der Revolution grundlegende Voraussetzungen für ein anderes Leben geschaffen wurden. Dennoch: Sind diszipliniert wartende Schüler in Schuluniformen und Frauen, die zwar ohne Angst nachts über die Straße gehen können, aber weitgehend alleine die Hausarbeit machen, zusammenzubringen mit der Vorstellung sich selbst verwirklichender, freier Menschen?

Werner Sohn: Für mich ist das widersprüchlich. Die Frage nach dem Machismo wurde häufig beantwortet mit „nein, die Probleme gibt es nicht mehr". Gleichzeitig gibt es den hervorragenden Film „There-sa", in dem die Situation von Frauen bei der Arbeit und zu Hause offen angepackt werden. Das macht mir Mut. Denn wenn die Probleme auf den Tisch kommen, können sie auch diskutiert und schließlich gelöst werden. Es ist für mich eine großartige Leistung, daß es in Kuba keine Analphabeten mehr gibt, daß alle Kubaner etwas lernen, viele studieren. Aber wie in der Schule Unterricht gemacht wird, das finde ich noch nicht gelöst. In der Bundesrepublik wird das auch nicht staatlich verordnet, sondern in linken Intellektuellenkreisen diskutiert. Hier in Kuba gäbe es die Möglichkeit, das zu realisieren. Ich sehe, daß andere Aufgaben Priorität haben; ich sehe auch, daß die Menschen beginnen, sich selbst zu organisieren und über ihre Probleme diskutieren. Es gibt große Chancen, daß dieser Prozeß zum selbstbestimmten Menschen Schritt für Schritt weitergeht. Es gibt jedoch keinen traumhaften Zustand, sondern es muß noch viel daran gearbeitet werden.

Ruth Schwake: Setzt man die Ziele der Frauenbewegung in der Bundesrepublik in Beziehung zur kubanischen Realität der Lage der Frauen, so klafft in der Tat eine Lücke. Ich halte diesen Vergleich jedoch für falsch. Hier in Kuba geht es darum, die Gleichberechtigung der Frauen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene durchzusetzen. Dazu wurden mit der wirtschaftlichen, politischen und juristischen Gleichstellung die Voraussetzungen geschaffen. Allein mit der Durchsetzung von gleichem Lohn für gleiche Arbeit sind die Kubanerinnen schon wesentlich weiter als die Frauen in der Bundesrepublik. Es ist etwas anderes, in linken Intellektuellenkreisen über pädagogische Konzepte zu diskutieren, als Chancengleichheit und Bildung für alle zu verwirklichen. Ich will damit weder Macho-Traditionen verteidigen noch gegen die breite Diskussion neuer pädagogischer Konzeptionen sprechen. Ich halte lediglich solche Vergleiche für falsch.

Karl-Heinz Theußen: Für mich ist das letztlich Entscheidende, daß eine Entwicklung sichtbar ist, die den Menschen zur Hauptsache macht. Bei uns sehen viele Menschen nur noch die Möglichkeit, sich in Nischen zurückzuziehen, viele haben resigniert, sind orientierungslos. Hier ist nahezu durchgängig festzustellen, daß sich die Menschen an der gesellschaftlichen Entwicklung beteiligen, daß sie ihre Vorstellungen, aber auch ihre Wünsche und Hoffnungen in die Diskussion um die Entwicklungsperspektive einbringen.

Christa Clasen: Die Strukturen sind hier offen. Trotz noch bestehender Probleme ducken Arbeiter sich nicht, wenn der Direktor vorbeikommt. Die Menschen werden nicht politisch dumm gehalten, Kinder auf der Straße können erklären, was die Bewegung der Nichtpaktgebundenen ist. Natürlich kann man sich fragen, warum alle Schüler die gleichen Socken tragen. Für mich wurde das unwichtig, weil ich gesehen habe, daß es für die Schüler völlig unwichtig ist. Im Gegensatz zu uns schaffen die es, ihre Individualität etwas zurückzustellen, und sich trotz allem im Kollektiv zu verwirklichen. ★





Die internationale Bevölkerung des Campamento

Auf dem Vorplatz des Holzhauses, gegenüber der Piragua,[1] sitzen ein paar Kubaner zusammen; auch der Holländer, der so gut Gitarre spielt, und Christian, ein Franzose, mit einer kleinen Tröte. Die Kubaner, Alfonso und Ulises, fangen an, locker einen Rhythmus auf den Congas zu schlagen, der Holländer setzt auf seiner Gitare ein, die Congas antworten ihm, und binnen kurzem machen wir alle miteinander Musik, klatschend, singend, tanzend, und immer mehr Leute kommen dazu und machen mit. Anibal, auch ein Kubaner, schlägt die Claves,[2] bestimmt mit ihnen unseren Klatschrhythmus, der immer wieder wechselt, komplizierter und einfacher wird, und ab und zu setzt Christian mit seiner Kindertröte quietschende Akzente. Afra, die alte italienische Bäuerin, bringt uns alle mit einer Handbewegung zum Schweigen, wiegt sich in den Hüften und fängt mit ihrer rauhen Stimme ganz langsam an eine Melodie zu summen: „Bella ciao". Wir singen das alte Partisanenlied voller Hingabe, wir singen auch „Donna, Donna" und die „Moorsoldaten" und immer wieder die „Guantanamera". Inzwischen ist das Filmteam aufgetaucht, das jede unserer Aktivitäten für einen kubanischen Film über die Brigade festhält, und Afra muß noch einmal „Bella ciao" singen, was sie auch voller Begeisterung tut.

Es ist die Musik, über die die ersten Kontakte zwischen den verschiedenen Campamento-Völkern geknüpft werden, was wohl zum Teil daran liegt, daß die musikalische Verständigung leichter fällt als der mühsame Weg durch das Sprachgewirr, das entsteht, wenn Menschen aus zwölf Nationen so eng zusammenleben. In den Liedern eines Volkes drückt sich viel von seinem Charakter aus; und wenn, wie bei der eben beschriebenen Szene oder wie so oft abends unter den Mangos, jeder sein Teil zu einem gemeinsamen Ganzen beiträgt, so entsteht ein tiefes Gefühl von „Basis-Internationalismus". Besonders sangesfreudig sind die Italiener, und wenn Ricardo und Afra mit italienischen Gewerkschaftsliedern loslegen, wird jeder mitgerissen. Die Lieder von uns Deutschen sind bedächtiger, die „Moorsoldaten" oder Ernst Busch rühren eine ganz andere Saite an als die Volkslieder der Österreicher, die französischen Chansons oder die etwas melancholischen Fados der Portugiesen, die im Gegensatz zu den Spaniern oder Italienern z. B. ziemlich zurückhaltend sind. Diese Abende, an denen die Gitarre reihum geht und, animiert von kubanischem Rum, abwechselnd Flamenco und irische Volkslieder geboten werden, sind unvergeßlich. Jeder hört dem anderen zu, versucht zu verstehen und mindestens den Refrain mitzusingen, und „Bella ciao" genau wie das „Sieben Tage lang" der Holländer werden untermalt von kubanischen Trommeln.

Natürlich gehen das Beieinandersitzen, die Unterhaltungen, die Freundschaften auch über die musikalische Ebene hinaus, sämtlichen Sprachbarrieren zum Trotz. Schließlich arbeiten, essen, leben wir ja alle hier zusammen, und alle sind aus dem selben Grund hier: Wir möchten Kuba nicht nur bereisen, mit den Augen eines Touristen kennenlernen, sondern hautnah erleben und durch unsere Arbeit auch ein kleines Stück unserer Solidarität beweisen.

Daß dabei ein Portugiese einen anderen Hintergrund hat als ein bundesdeutscher Werkzeugmacher, oder eine in Frankreich lebende Exilchilenin, ist richtig und gut so, und der Austausch der aus so verschiedenen Blickwinkeln aufgenommenen Eindrücke ist ein ganz wichtiger Bestandteil dieser Brigade.

Wir lernen nicht nur alle von den Kubanern, sondern auch alle voneinander, und am Ende merke ich plötzlich, daß ich ganz selbstverständlich die Sicht der Kubaner übernommen habe: Bei aller Verschiedenheit sehe ich uns nicht mehr als Deutsche und Franzosen und Spanier, sondern uns alle als Europäer. „Du vergißt etwas", meint Ricardo, der Italiener, als ich ihm das sage, „du vergißt die Kubaner und überhaupt alle: Siamo tutti fratelli e sorelle – siamo compagni!" – „Wir sind alle Brüder und Schwestern – wir sind Genossen!"

1 La piragua – eigentlich span. für Paddelboot, im Campamento, Name der runden Freiluftbar.
2 Claves = runde Klanghölzer, die aneinandergeschlagen werden.

Besuch beim CDR

Für das angekündigte Treffen mit dem CDR habe ich mein Notizbuch mitgenommen und denke mir Fragen aus, während wir mit dem Bus in die Stadt fahren. Dort sehen wir, daß die Straße geschmückt ist. Die Leute stehen vor ihren Häusern und feiern offenbar. Neugierig schauen wir hinaus. Bunte Fähnchen, ein Tisch mit Essen, Menschen in Feststimmung und -kleidung. Ich denke, das ist wohl eine Hochzeitsfeier und finde es schade, daß wir nicht dazugehören.

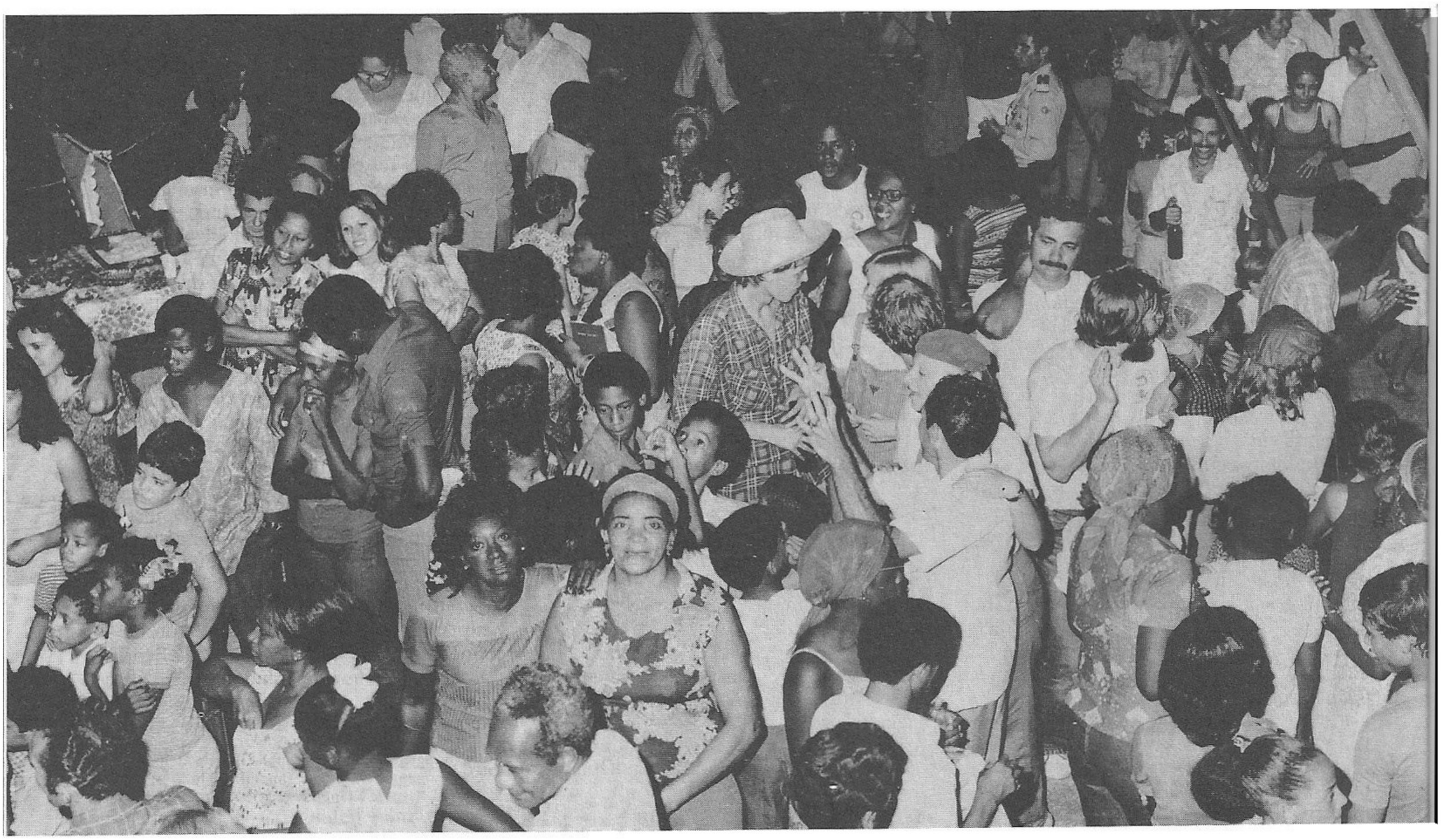
Die Busse quälen sich weiter durch die enge Gasse. Offenbar handelt es sich um ein größeres Fest. Viele Häuser sind bunt geschmückt, und die ganze Straße ist belebt. Einige winken uns zu – das finde ich nett. Weiter geht die Fahrt, die bunte Kulisse reißt nicht ab. Alle Häuser sind irgendwie verziert: mit Palmwedeln, Plakaten, bunten Sternen, mit Fahnen. Immer wieder stehen gedeckte Tische auf der Straße.

Die Leute freuen sich über unser Kommen. Doch warum? Da lesen wir: „Bienvenido a la Brigada José Martí". Oder ist es ein Irrtum? Irgendwie kann ich es nicht verstehen. Ich schaue mich genauer um: Die ganze Straße ist auf den Beinen. Alle haben irgendwie ihr Haus, das Stück Straße geschmückt, haben Essen und Trinken herbeigeschafft wie für einen Empfang. Und in der Tat: Man scheint uns zu erwarten. Unvorstellbar: keine Aussprache mit dem CDR, keine Reden; ein Fest für uns und mit allen, die hier wohnen. Und nicht nur ein Fest, ein ganz warmes, herzliches, stürmisches Willkommen, Haus für Haus, Familie für Familie. Jeder hat etwas beigesteuert. Das Gedränge vor den Busfenstern wird immer dichter. Wir biegen in eine andere Gasse. Dort dasselbe Bild. Ich brenne darauf, rauszukommen, rein in das Treiben, in den Rhythmus, das Singen und Wogen der vielen Leute, das Gewimmel der Kinder. Im Bus wird uns das Winken lästig und unangenehm, man kennt es nur aus dem Fernsehen und von ganz anderen Leuten. Und ich will mich auch bedanken, irgendwie zeigen, daß ich mich freue und wie sehr.

Endlich stehen wir auf der Straße, inmitten unserer Gastgeber und sind erstmal ganz unsicher. Doch das macht nichts, es wären ja keine Kubaner um uns herum. Denn kaum haben wir uns leicht verlegen umgesehen, wird jedem von uns ganz persönlich ein Kärtchen mit „Bienvenido" angeheftet. Die Kinder haben große bunte Schmetterlinge ausgeschnitten und bemalt, ebenfalls mit einem Willkommensgruß und schenken sie uns. Wir bekommen Blumen und andere Kleinigkeiten, jede ist mit viel Liebe und Mühe gemacht. Plötzlich legt die Band aus dem Stadtteil los, alte und junge Leute zusammen. Kurze Pause mit offizieller Begrüßung und kurzem Dankeschön, dann geht's schon wieder weiter mit Musik. Die Kinder umringen uns, mit ihnen kommt man am schnellsten ins Gespräch. Vor lauter Verlegenheit, selbst keine Gastgeschenke zu haben, verteilen wir verstohlen einige Chicklets-Kaugummi, obwohl wir wissen, daß das von den Erwachsenen nicht gern gesehen wird. Mit Geheul bilden sich Kneuel schwarzkrauser Haarschöpfe und ein Gewirr von Händen.

Dann werden wir zur Tafel gerufen, die für uns vorbereitet ist: Mit viel Mühe und liebevoll sind dort kleine Spezialitäten aufgebaut: Fleischröllchen in Fett gebacken und paniert, Brötchen aus dem für diese Gegend typischen Bröckelteig. Aus einem Haus wird Bier gereicht. Und Süßes gibt's: karamelisierte Nüsse, Kuchen, Obstsalat, Plätzchen. Außerdem einen Minzlikör, offenbar selbst angesetzt, ganz blau und stark und süß. Stolz wird all das von den Frauen präsentiert, die geschäftig den Nachschub überwachen und uns immer wieder zum Zugreifen und Probieren auffordern. Unser Lob und unsere Anerkennung müßten eigentlich viel größer sein. Die Männer und die Kinder bekommen erst mal nichts, zunächst ist alles für die Gäste reserviert. Erst als es uns nach vorn zum Tanzen schiebt, wird die strenge Überwachung der Tafel gelockert.

Dort trauen wir uns zunächst zu gar nichts, selbst auffordern oder warten? Die da drüben sieht nett aus, wie alt mag sie sein? Schon ist sie nicht mehr zu sehen. Zwei Mädchen schieben mich einfach auf die Tanzfläche. Die enge Gasse ist bis zum Platzen gefüllt von Musik, Rufen, Singen, es ist unmäßig heiß von den vielen Menschen. Alle tanzen dicht an dicht, so muß wohl karibischer Karneval sein, denke ich und freue mich, daß es noch nicht so spät ist. Doch schon um halb zwölf sollen wir heim. Mit „baile si – guagua no!" drücken wir unsere Enttäuschung aus. Aber alle sind echt begeistert von diesem Treffen mit dem CDR.





Freundschaft zwischen den Völkern Kubas und der Bundesrepublik!

Die Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba will zu einem grundlegenden Wandel der Politik der Bundesrepublik Deutschland gegenüber Kuba beitragen und besonders die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Völkern fördern. Sie setzt sich ein

für die Entwicklung und den Ausbau der Beziehungen zwischen der BRD und Kuba auf der Grundlage der Prinzipien der friedlichen Koexistenz und

für die Intensivierung der wirtschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und kulturellen Zusammenarbeit der beiden Länder.

Deshalb informiert die Freundschaftsgesellschaft regelmäßig über die gesellschaftliche Entwicklung der kubanischen Revolution, den Aufbau des Sozialismus, die kulturellen Entwicklungen und die internationale Politik Kubas.

Durch die Organisation von Reisegruppen und Teilnahme an Arbeitsbrigaden in Kuba will die Freundschaftsgesellschaft dazu beitragen, auf der Basis persönlicher Kontakte und Eindrücke das gegenseitige Verständnis der Völker zu entwickeln.

Gleichzeitig sieht sie ihre Aufgabe darin, Diffamierungen und Angriffe gegen Kuba zurückzuweisen und für eine breite Solidarität mit dem Volke Kubas und anderer lateinamerikanischer Länder in der Bundesrepublik zu werben.

Werde Mitglied!



Coupon (bitte ausschneiden)

Bitte schickt mir

- ☐ weitere Informationen der Freundschaftsgesellschaft
- ☐ ein Probeexemplar „cuba libre“
- ☐ das Reiseangebot der Freundschaftsgesellschaft
- ☐ einen Aufnahmeantrag

Name: .....

Str./Nr. .....

Ort: .....

Bitte einsenden an: Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba
Sternenburgstraße 73
5300 Bonn 1
Telefon (0228) 210648

Reisedienst der Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba Studienreisen 1983/84

28. 6.–18. 7. Havanna, Cienfuegos, Villa Clara, Playa del Este, Pinar del Rio
Jugendreise, 38 Plätze, Teilnehmer bis 35 Jahre
26. 7.–15. 8. Programm und Konditionen wie 28. 6.–18. 7.
13. 9.– 3. 10. Havanna, Santiago, Camaguey, Holguin, Cienfuegos, Varadero, Havanna
Fachprogramm: Gesundheitswesen, 25 Teilnehmer
6. 9.–26. 9. Havanna, Pinar del Rio, Cienfuegos, Villa Clara, Varadero oder Santa Maria
Fachprogramm für Regional-, Land- und Stadtplaner und Architekten, 25 Plätze
4. 10.–24. 10. Havanna, Cienfuegos, Villa Clara, Varadero, Havanna
Fachprogramm: Betriebe, Gewerkschaften, Demokratie
Reiseteilnehmer der MASCH Hamburg und Bremen, 25 Plätze
4. 10.–17. 10. Havanna, Cienfuegos, Villa Clara, Santa Maria
25. 10.–11. 11. Havanna, Pinar del Rio, Cienfuegos, Villa Clara, Varadero oder Santa Maria
Fachprogramm: Gewerkschaften in Kuba
Reiseteilnehmer Arbeit und Leben Rheinland-Pfalz, 25 Plätze
24. 12.– 6. 1. Havanna, Pinar del Rio, Chienfuegos, Villa Clara, Varadero oder Santa Maria
Fachprogramm: Demokratie in Kuba, 25 Plätze
20. 12.– 6. 1. Havanna, Santiago, Camaguey, Holguin, Cienfuegos, Varadero, Havanna
Programm: Massenorganisationen, Bildung, 25 Plätze
27. 12.–16. 1. Havanna, Pinar del Rio, Santa Maria oder Playa del Este
Fachprogramm: Bildung und Demokratie in Kuba, 25 Plätze
27. 12.– 9. 1. Havanna, Cienfuegos, Villa Clara, Varadero, Havanna
Fachprogramm: Gewerkschaften/Betriebe
Reiseteilnehmer von Arbeit und Leben Rheinland-Pfalz, 25 Plätze

Über dieses Programm hinaus besteht die Möglichkeit, für abgeschlossene Gruppen ab 16 Teilnehmer an gewünschten Reiseterminen weitere Reisen durchzuführen.
Die **Reisepreise** für die 17tägigen Reisen beginnen ab 2800,– DM, die 21tägigen ab 3100,– DM und die 24tägigen ab 3400,– DM.
Für zahlreiche Reisen wird die **Anerkennung als Bildungsurlaub** beantragt.
Weitere **Informationen** erhalten Sie bei der Geschäftsstelle der Freundschaftsgesellschaft BRD–Kuba e. V., Sternenburgstraße 73, 5300 Bonn, Telefon (02 28) 21 06 48.
Änderungen bleiben vorbehalten.

